



Legenden

Erzählt

für

Schule und Haus

von

Albert Werfer.

1911, 1663

Deutsches Legendenbuch,

oder

Lebensgeschichte der berühmtesten Heiligen, welche in
den deutschen Landen gewirkt haben und daselbst im
Herrn gestorben sind.

Erzählt

für

Schule und Haus

von

Albert Werfer,

Pfarrer.



Tübingen, 1845.

Verlag der H. Haupp'schen Buchhandlung.

Wien, bei Frommüller & Seidel, Carl Gerold & Sohn.

Prag, Haase & Söhne.

Intuere sanctorum Patrum vivida exempla,
in quibus vera perfectio resulat et religio,
et videbis, quam modicum sit et pene nihil,
quod nos agimus.

De imitatione Christi.

L. I. 18. c.

V o r w o r t.

Die Legenden unserer Kirche enthalten einen so reichen, schönen Stoff der Belehrung und Erbauung, einen so kindlichen, innigen Verkehr zwischen Hier und Dort, daß sie von jeher zur Belebung und Förderung häuslicher Andacht benützt wurden. Auch in neuerer Zeit, in der die kirchliche Literatur einen so freudigen Aufschwung genommen hat, erschienen neue Sammlungen auf diesem Gebiete. Doch vermißt man in ihnen vielfach jenes schlichte, prunklose Gewand, in dem die Legende einherzugehen pflegt, auch tritt das Eigenthümliche, welches das Leben eines jeden Heiligen in ein besonderes Licht stellt, nicht gehörig zu Tage, woraus eine gewisse Eintönigkeit und Farblosigkeit entsteht, andertheils ist neben „dem Hause“ „die Schule“ zu wenig berücksichtigt worden.

Diese Legendensammlung ist nun ein Versuch, obige Anforderungen zu erfüllen, und der Verfasser hat es sich zur besondern Aufgabe gestellt, durch eine gehörige

Auswahl das jugendliche Alter mit der Legende näher bekannt zu machen, wie er denn überhaupt die Uebersetzung hat, daß in den höhern Schulabtheilungen außer der biblischen Geschichte die geschichtliche Entwicklung der Kirche überhaupt nicht berücksichtigt werden sollte, wozu eine Legendenammlung einen nicht unnamhaften Beitrag liefern dürfte. Wenn ich ausschließlich bei Bearbeitung der Sammlung auf unser deutsches Vaterland und die Einführung der christlichen Religion in dasselbe insbesondere Bezug genommen habe, so mag der Grund in dem uns nahe liegenden Interesse daran gesucht werden.

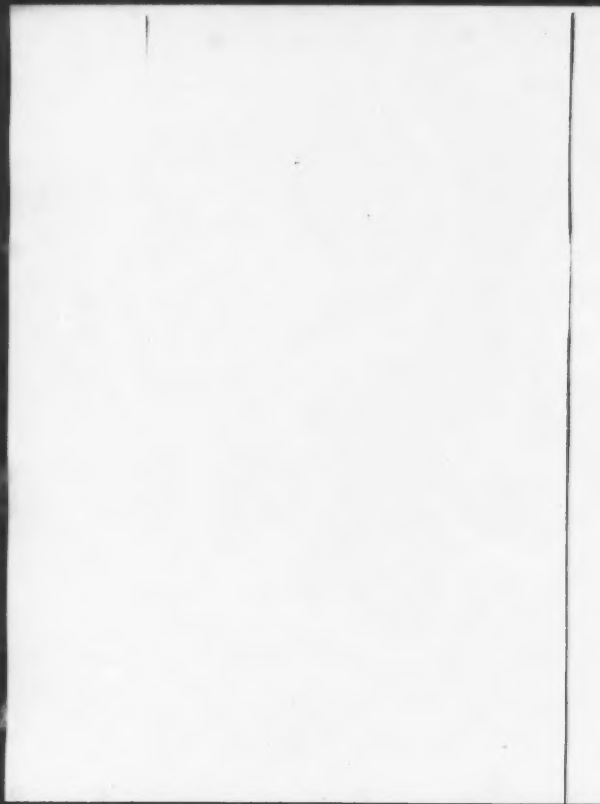
Alles zur größern Ehre Gottes!

Untereßendorf, am Tage des h. Meinrad 1845.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
I. Die heilige Asea und ihre Gefährtinnen	1
II. Der heilige Erverin, Apostel von Oesterreich und Baiern	10
III. Der heilige Columba, und der heilige Gall	26
IV. Der heilige Kilian, Bischof von Würzburg	38
V. Der heilige Bonifazius, Apostel der Deutschen	42
VI. Der heilige Willibrod, Bischof von Eichstätt	56
VII. Die heilige Pfalzgräfin Genoveva	68
VIII. Der heilige Waldebruder Meinrad	95
IX. Der gottselige Mönch Koller	104
X. Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg	109
XI. Der heilige Wendelin	125
XII. Der heilige Norbert, Erzbischof von Magdeburg, Stifter des Prämonstratenserordens	130
XIII. Die heilige Itha, Gräfin von Tengenbourg	141
XIV. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen	148
XV. Die heilige Jungfrau Reihburga	181
XVI. Der heilige Johannes von Nepomuk, Märtyrer	191
XVII. Der gottselige Nikolaus von der Höhe, gemeinhin Bruder Klaus genannt, Einsiedler in der Schweiz	202
XVIII. Der selige Bruder Hans Wagner, Einsiedler	222



Werke, welche benützt wurden.

Ältere.

1. Acta Sanctorum, quotquot orbe terrarum coluntur edd Bollandus aliique (Antw. 643-94 etc.).
2. Ruinard acta Martyrum etc. A. V. 803.
3. Legenda aurea s. hist. Lombardica Argent. 429.
4. Summertheil, der heiligen Leben. Heutlingen VXXXII.
5. St. Ulrichs Leben, lat. beschrieben durch Berno von Reichenau etc., von Schmeller, München 844.
6. Kochen, P. M. v. Verbeßerte Legend der Heiligen etc., v. durch P. Dionysius von Lützenburg. München und Mindelheim 1751.
7. Leben des h. Hiltibruders Meinrad. Mit allen Holzschnitten etc.

Neuere.

1. Leben der Päster und Märtyrer etc., v. Alban Butler -- bearbeitet und sehr vermehrt von Dr. Riß und Weiß. Mainz 826.
2. Hefele, Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Württemberg. Tübing. 837.
3. Katerkamp, Kirchengeschichte. Münster 825.
4. Herr, Geschichte der christlichen Kirche für Volksschulen. 2. Aufl. Mainz 844.
5. Engel, M., Leben und Thaten der Heiligen etc. Augsburg 840.
6. Genovefa. N. Aufl. Augsburg 1829.
7. Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historia von der unschuldig bebrangten Genovefa. Heutlingen.

8. Nifoland von der Alie, oder Lebensgeschichte des seligen Bruders Glanz u., allen frommen und biederu Hildgenossen wieder erzählt und gewidmet von dem Verfasser des Schweizerseppeli. Luzern 822.
9. Leben und Thaten der Heiligen, eine Legendenammlung für das chriſtliche Volk. Luzern 825. 2 Theile.
10. Zur Nachfolge Chriſti. Eine Legendenammlung von Gerard von Bilew. Leipzig 842.
11. Leben der heil. Elſabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Heffen 1207—1231. Aus dem Franzöſiſchen des Grafen von Montalembert u., überſetzt von J. Ph. Stüttgen. Nachen und Leipzig 837.
12. Lebensgeſchichte des hl. Severin, Archid. von Toleu und Ceſt: reich u., v. J. G. Waigmann. Augsburg 834.
13. Predigt auf das Feſt des hl. Biſchofs Ulrich u., v. Dr. J. E. Alloli. Augsburg 842.
14. Geſchichten und Lieder mit Bildern als Fortſetzung des Feſtalen: ders von Franz Vecchi u. M. München.

Die heilige Afra und ihre Gefährtinnen.

Auf der schönen Insel Cypern lebte mehre hundert Jahre nach unserm Herrn Geburt ein heidnischer König; seine Gemahlin hieß Hilaria; sie hatten auch eine Tochter mit Namen Afra, und besaßen viele Güter und Reichthümer. Es währte indes nicht lange, so wurde dieser König von einem andern im Streite getödtet, und sein Land von dem Feinde hinweggenommen. Hilaria sah nun, daß ihres Bleibens hier nicht mehr sei, machte sich deshalb auf, nahm ihre Tochter und was sie an Schätzen zusammenbringen konnte, und fuhr damit über das Meer nach der Stadt Rom. Daselbst verehrte man in jener Zeit Götzenbilder, denen allenthalben schöne und prächtige Tempel aufgebaut waren. Hilaria ging mit ihrer Tochter oftmals in diese Tempel, um allda anzubeten, ja sie weihte Afra der Abgöttin Venus, auf daß sie ihr durch ein sündhaftes Leben diene. Also geschah es geraume Zeit. Da erbarmte sich der liebe Gott ihrer: denn als Afra eines Nachts im Schlafe lag, war es ihr, als höre

sie eine Stimme, welche ausrief und sprach: „Asra stehe auf, gehe nach Deutschland in eine Stadt mit Namen Augsburg, denn daselbst sollst Du eine Königin werden.“ Asra stand sogleich auf, ging zu ihrer Mutter und sprach: „Liebe Mutter! ich habe im Traume eine Stimme gehört, welche ausrief und sprach: „Asra stehe auf, gehe nach Deutschland in eine Stadt mit Namen Augsburg, denn daselbst sollst du eine Königin werden.““ Hilaria freute sich höchlich darüber, denn sie gedachte, wieder zu königlichen Ehren zu kommen, und verkaufte deshalb ihre Güter, und begab sich mit Asra auf den Weg gen Augsburg. Nach langer und mühseliger Reise kamen sie in diese Stadt, welche dazumal noch dem Kaiser des römischen Volkes zugehörte. Hilaria kaufte nun Güter, die um die Stadt her lagen, und führte mit Asra ein üppiges, sündhaftes Leben.

Da fügte es der liebe Gott, daß der heilige Bischof Narcissus aus Spanien mit seinem Diakon Felix nach Augsburg kam, und ohne um Asras sündiges Leben zu wissen, in ihrem Hause einkehrte. Asra nahm die beiden Fremdlinge freundlich auf, und bereitete ein vornehmes Gastmahl; auch legte sie kostbare Gewänder an. Als sie nun zu Tisch gegangen waren, hob Narcissus seine Hände auf, und betete mit Felix, seinem Diakon, andächtig. Asra, die eine Heidin war, erschrock, indem sie solches sah, sehr in ihrem Herzen, und dachte bei sich, wer wohl diese Männer wären? Da sie aber hörte, Narcissus sei ein Bischof der Christen, fiel sie ihm zu Füßen und sprach: „Herr, ich bin nicht würdig mit dir zu speisen, denn in der ganzen Stadt gibt es kein schändlicher Weib, als ich bin.“

Narcissus erwiderte: „Unser Heiland tilgt durch seine

Heiligkeit alle Unreinheit des Herzens. Liebe Tochter, empfang das Licht des Lebens, auf daß du rein werdest von deinen Sünden."

Afra aber weinte, und schluchzte sehr und sprach: "Wie mag ich gereinigt werden von meinen Sünden? Ich habe deren mehr begangen, als Haare auf meinem Haupte sind."

Narcissus antwortete: "Glaube und werde getauft, und du wirst heil werden."

Nun stand Afra auf, und ging zu ihren drei Mägden, Digna, Eunomia und Eutropia, und sprach zu ihnen: "Der Mann, der zu uns gekommen ist, ist ein Bischof der Christen, und hat zu mir gesagt: „So du an Christum glaubst, und getauft wirst, wirst du rein werden von jeglicher Sünde“. Was bedünkt nun Euch?"

Die Mägde antworteten und sprachen: "Du bist unsere Herrin; wir folgten dir nach, Sünden zu begeben, warum sollen wir dir nicht folgen, um Verzeihung der Sünden zu erlangen?"

Mitterweile war es Nacht geworden; der Bischof fing mit seinem Diakon Felix an, Psalmen und Hymnen zu singen. Afra aber zündete eine Kerze an, und kniete sich mit ihren Mägden nieder, um gleichfalls zu beten. Gegen Mitternacht erlosch die Kerze, und da Afra sie wieder anzünden wollte, sprach der Bischof: "Afra, suche nicht das Licht, das erlöschen mag, jetzt zeigt man dir ein Licht, das nicht erlöschen mag." Und siehe auf einmal kam ein lichter Schein vom Himmel, und der blieb bis an den Morgen.

Des andern Tags ging Afra in das Haus ihrer Mutter, und erzählte ihr, was sich seit gestern zugetragen, und sprach: "Liebe Mutter! nimm doch die beiden Männer in

bein Haus auf, ehedenn die Boten des Gerichtes kommen, sie gefangen zu nehmen, weil sie Christen sind." Hilaria, deren Sinn der liebe Gott gleichfalls gewendet hatte, ward sehr erfreut und sprach: „Bringe die Diener Gottes, ich will sie sehen, und in mein Haus aufnehmen.“

Afra ging nun wieder in ihr Haus zurück, und hielt die beiden Männer den Tag über unter Flachsbündeln verborgen, damit die Heiden nicht lämen, sie zu sehen. Als es Abend geworden, und in den Straßen der Stadt dunkel war, führte sie dieselben in das Haus ihrer Mutter. Diese, als sie den Bischof erblickte, warf sich ihm zu Füßen und sprach: „O Herr, ich bitte Dich, reinige mich von meinen Sünden.“ Da antwortete Narcissus: „Selig, die du geglaubt, ehedenn du das Wort der Wahrheit vernommen“. Hilaria aber weinte und sprach: „Ach ich habe meine Tochter dem Dienste der Göttin Venus geweiht, auf daß sie ihr diene durch ein sündhaftes Leben! Ich that dieß, weil ich glaubte, also werde die Göttin mir gnädig sein.“

Als Narcissus dies vernommen hatte, ersauzte er tief in seinem Herzen und sprach zu Felix: „Lieber Bruder! laß uns klagen, und den Herrn bitten, damit da, wo bisher die Sünde überfloß, überfließe die Gnade.“

Hierauf befahl er der Mutter und der Tochter und den drei Mägden, sieben Tage lang zu fasten und das Wort Gottes anzuhören, alsdann würden sie gereinigt von ihren Sünden. Während dieser Zeit nun predigte Narcissus, und hielt sich mit Felix insgeheim im Hause der Hilaria auf. Am achten Tage aber taufte er sie: Hilaria, Afra, die drei Mägde und die ganze Familie. Auch befehlete er den Bruder der Hilaria Dionysius, und weihte ihn zum Priester,

und trug ihm auf, auch andern das Evangelium zu verkündigen, und für die Getauften Sorge zu tragen. Hierauf nahm er von allen liebevoll Abschied, und zog wieder mit Helle, seinem Diakon, gen Spanien, woselbst sie im Jahre 307 den Martertod erlitten haben.

Damals lebte aber zu Augsburg ein heidnischer Stadthalter Namens Gajus, der die Christen hart verfolgte und drängte. Sobald er vernommen hatte, Afra sei eine Christin geworden, schickte er Gerichtsdienere in ihr Haus, und ließ sie vor sich führen. Die Gerichtsdienere brachten Afra, er aber sprach: „Opfere den Göttern! es ist besser leben, als Qualen zu leiden.“

Afra antwortete: „Ich war eine große Sünderin, nun will ich meine Sünden nicht vermehren; das, was du gebietest, werde ich nimmer thun.“

Gajus sprach wiederum: „Gehe in den Tempel und opfere.“ Afra antwortete: „Mein Tempel ist Christus, den ich stets vor Augen habe. Täglich betrachte ich meine Sünden, und da ich nicht würdig bin, ihm zu opfern, so begehre ich, mich selbst ihm als Opfer darzubringen, damit dieser Leib, der der Sünde diente, durch Qualen möge gereinigt werden.“

Wieder sprach Gajus: „Ich weiß, daß du eine öffentliche Sünderin bist; opfere also, denn der Gott der Christen liebt dich nicht.“

Afra aber rief: „Unser Herr Jesus sagt ja selbst, er sei um der Sünden willen vom Himmel herabgestiegen. Er hat einer großen Sünderin gestattet, daß sie ihm mit ihren Thränen die Füße wasche, und vergieße ihr ihre Sünden. Er hat die Sünder nicht verschmäht, sondern hat mit ihnen

gegessen.“ Gajus fuhr fort und sprach: „Opfere, dann werden dir viele geneigt sein, und dir reiche Geschenke geben.“

„O, sprach Asra! ich entsage dem schnöden Gewinne in Ewigkeit: ich habe alle so erworbenen Güter von mir geworfen, denn die Armen unter unsern Brüdern wollten sie nicht annehmen.“

Der Richter sprach: „Christus hat kein Verlangen nach dir; er erkennt dich nicht als die Seinige an, umsonst siehst du ihn als deinen Gott an. Eine öffentliche Sünderin kann keine Christin genannt werden.“

„Ach, rief Asra, ich habe wohl nicht verdient, eine Christin genannt zu werden, aber Christus der Herr war so gütlich, mich unter die Zahl der Seinen aufzunehmen.“

Gajus sprach wieder: „Opfere den Göttern, so will ich dich retten.“

Asra antwortete: „Mein Retter ist Jesus Christus, der am Kreuze dem Schwächer das Paradies verheißt.“

„Nun so will ich dich vor deinen Freunden geißeln lassen,“ entgegnete Gajus.

Asra aber sprach: „Das Andenken an meine Sünden ist meine einzige Schande.“

Nun ward Gajus zornig und rief: „Ich schäme mich, so lange mit einem Weibe zu rechten; noch einmal, opfere. Willst du nicht gehorchen, so lasse ich dich tödten.“

Asra antwortete: „Das ist es, was ich begehre, wosfern ich würdig bin, meinen Leib für meinen Gott zu opfern.“

Nun sprach Gajus: „So du dich weigerst, zu opfern, werde ich dich foltern und verbrennen lassen.“

Asra antwortete: „Möge dieser Leichnam, in dem ich gesündigt habe, tausend Qualen leiden, er hat sie verdient,

meine Seele aber soll rein bleiben, nie werde ich dem Teufel Weihrauch streuen.“

Als Asra dieses gesagt hatte, fällte der Richter das Urtheil und sprach: „Wir befehlen, daß Asra, die Sünderin, die sich eine Christin nennt, und den Göttern nicht opfern will, lebendig verbrannt werde.“

Die Diener des Gerichts nahmen sie nun, und führten sie vor die Stadt hinaus an den Felsfluß. Alsdann setzten sie sich in ein Schifflein, und fuhrten mit Asra auf eine Insel, die in dem Fluß lag. Dasselbst zogen sie ihr die Kleider aus, und banden sie an einen Pfahl. Indem nun Asra also da stand, erhob sie ihre Augen gen Himmel, und betete unter Zähren:

„O Herr Jesu Christe, Allmächtiger Gott, der du auf die Erde gekommen bist, zur Buße zu berufen nicht die Gerechten sondern die Sünder, nimm gnädig meine Leiden zur Sühnung meiner Sünden an, und erlöse mich durch das zeitliche Feuer von dem ewigen Feuer, das dereinst Seele und Leib unauslöschlich brennen wird.“ Während sie also betete, legten die Gerichtsdienner Reisholz um Asra, und zündeten dasselbe an. Als die Flamme hoch aufschlug, hörte man sie noch laut beten:

„Ich danke dir, o mein lieber Herr Jesu Christe, daß du mich gewürdigt hast, mich als ein Opfer zur Ehre deines Namens anzunehmen; du, der du dich am Kreuze um der Sünden der Welt willen, geopfert, du, der du, obgleich unschuldig, für Sünder hast sterben wollen! Ich bringe dir mein Leben zum Opfer dar, o mein Gott, der du mit dem Vater und dem h. Geiste lebst von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Als sie dies gesprochen hatte, schied ihre Seele vom Leibe, und gieng zu den ewigen Freuden.

Ihre drei Dienerinnen, Digna, Eunomia und Eutropia standen indessen am Ufer des Lechflusses, und sahen aus der Ferne, ihre Gebieterin den Märtyrertod sterben; ein Knabe war ebenfalls bei ihnen. Als die Boten des Verdictes in dem Schiffelein wieder an das Ufer zurückgefahren waren, baton sie dieselben, sie doch auf die Insel hinüberzufahren. Es geschah. Sie fanden den Leichnam Afras ganz unverfehrt, und der Knabe, der bei ihnen war, schwamm über den Lech, und verkündigte der Mutter Hilaria dies Wunder. Diese aber machte sich zur Nachtzeit auf, kam in aller Eilke mit zwei Priestern an den Ort, wo ihrer lieben Tochter Leichnam lag, und nahm ihn mit sich, und begrub ihn in einem schönen Grabmal, das ihr zugehörte, und das zwei römische Meilen von Augsburg entfernt lag.

Der Richter Gajus, der indeß Nachricht davon erhalten hatte, berief seine Soldaten und sprach zu ihnen: „Sehet hin und sahet sie: wollen sie opfern, so bringt sie her, auf daß ich sie beschenke; weigern sie sich aber, den Göttern zu opfern, so mögt ihr sie lebendig verbrennen.“ Die Soldaten gingen an das Grabmal hinaus, und trafen hier Hilaria und Afras drei Dienerinnen. Sie redeten zuerst gütlich mit ihnen und sprachen: „Opfert doch.“ Als sie aber sahen, daß sie um keinen Preis opfern wollten, füllten sie das Grabmal mit dürren Dornen und anderm Gesträuche, und schlossen die Frauen hinein und zündeten es an.

So geschah es denn, daß an demselben Tage, da Sankt Astra begraben wurde, auch ihre Mutter Hilaria und ihre drei Dienerinnen die Märtyrerkrone empfingen, und nach

kurzem Erdenleid in des Himmels Freud mit einander auf ewig wieder vereinigt wurden.

Nun ruhen und rasten die Gebeine der h. Aſtra in der Sankt Ulrichskirche zu Augsburg, und werden daſelbſt in hohen Ehren gehalten. Allhier und in den deutſchen Landen wird den 7. Auguſtmonat das Andenken an ihren Martirertod gefeiert.

Der heilige Severin,

Apostel von Oesterreich und Baiern.

Am beiden Ufern des Donaustroms, in der Gegend von Wien und Passau, wohnten zur Zeit, da man zählte 450 nach des Herrn Geburt verschiedene Völkerstämme als: Römer, Hunnen, Gothen, Slaven und andere; die einen waren katholische Christen; andere bekannten sich zu der falschen Lehre des Arius; wieder andere waren noch Heiden, und beteten Götzen an. Sie lebten miteinander in Streit und Hader; der Stärkste fand am meisten Recht, und insbesondere wurden die katholischen Christen ihres Glaubens wegen von den andern hart bedrängt, und es war nahe daran, daß dieser wahre Glaube daselbst untergehen sollte. Sünde und Laster wuchsen gleich dem Unkraut in diesen Gegenden. Da erschien mit einemmale am Donauflusse ein frommer, heiliger Mann mit Namen Severin, und baute sich daselbst eine Zelle, und führte ein hartes und strenges Leben. Er fastete und betete: seine Lagerstätte war ein auf der Erde ausgebreitetes härenes Bußgewand, Schuhe waren an ihm

nicht zu sehen, und selbst bei der größten Winterkälte, wenn tiefer Schnee lag, ging er mit bloßen Füßen. Die Bewohner des Uferlandes verwunderten sich darob sehr, und es war ein stetes Fragen und Forschen, woher doch dieser fremde, heilige Mann komme, und was er wolle, denn Niemand wußte es. Als zuletzt einer zu ihm ging, und ihn fragte, woher er stamme, und welches sein Vaterland sei, sagte er es nicht, sondern gab zur Antwort: „Das Vaterland des Christen ist der Himmel; der ist zu bedauern, der seinen Ruhm von der Wiege ableiten will, oder der sich für berühmt hält, weil er eine große Stadt mit seinem Kinderstube begrüßt. Wein und Gemüse erhalten ihren Werth von dem Boden, der Christ aber tritt ihn mit Füßen.“ Von dieser Zeit an wagte es Niemand, Severin um seine Heimath zu fragen, doch so viel man aus seinem ganzen Wesen und Thun erschließen konnte, war er ein Römer von hoher Abkunft, und hatte im Morgenlande unter den Einsiedlern ein heiliges Leben geführt, und war auf Gottes Befehl nun in diese Gegend gekommen, das Evangelium zu verkünden, was er aber aus Demuth verschwieg. Als er eine Zeit lang sich durch Fasten und Beten wohl vorbereitet hatte, trat er an dem Ufer der Donau als Bußprediger auf, gleichwie dereinst der h. Johannes der Täufer am Flusse Jordan in gleicher Absicht aufgetreten war. Er begab sich zuerst in den Flecken Aflucis bei Klosterneuburg, dessen Einwohner große Sünder waren, und legte ihnen eindringlich an's Herz, daß sie doch absteheu möchten von ihrem bösen Leben, und das Irdische und Vergängliche verachten, und nur nach dem Himmlischen und Ewigen streben sollten. Sie möchten dergleichen suchen, durch Fasten und Beten

Verzeihung ihrer Sünden und dereinst den Himmel zu erlangen. Doch die sündhaften Menschen wollten nichts von all dem hören; sie hatten Ohren und hörten nicht, sie hatten Augen und sahen nicht, und Sankt Severin predigte umsonst. Eingedenk der Worte des Herrn: „Wo man euch nicht aufnehmen, noch eurer Lehre Gehör geben will, da verlasset ein solches Haus oder solche Stadt, und schüttelt den Staub von euren Füßen“, nahm er hinwiederum seinen Stab, und zog betrübten Herzens weiter. Doch ehe er den Ort verließ, wandte er sich noch einmal um, erhob seinen Stab und sprach: „O hartnäckige Stadt, du bist bald deinem Untergange nahe, weil du die Wahrheit nicht hören, und dich nicht bekehren willst. Ich gehe eiligst von dir.“

So sehr es Severin in seinem Gemüthe betrübte, unverrichteter Sache weiterzulehen und ein so strenges Strafgericht verkünden zu müssen, war er doch nicht muthlos. Er hatte sein Vertrauen auf Gott gesetzt, und ging in seinem Namen weiter und weiter, und kam so nach Comniagene, dem nunmehrigen Grefsenstein an der Donau im Kreise ober dem Wienerwald. Der Ort war eben rings von Feinden umgeben, und wurde hart bedrängt; Niemand durfte weder aus noch eingehen. Severin ging indeß gerade auf den Ort zu. Als die Soldaten den ehrwürdigen, heiligen Mann sahen, wagten sie es nicht, ihn zurückzuweisen, und er trat ungehindert durch das Thor ein. Hierauf begab er sich in die Kirche, und predigte allda. Anfangs wollten die Einwohner seinen Worten keinen Glauben schenken. Allein da kam plötzlich durch Gottes Fügung ein Mann von Aethiops her in die Stadt. Die Bürger, welche ihn wohl kannten, fragten ihn: „Wie geht es auch zu Aethiops? Sind auch dort die

Feinde?" Der Mann antwortete und sprach: „Ach meine Stadt ist eingenommen, und bis auf den Grund zerstört, und zwar geschah solches an demselben Tage, den ein Mann Gottes vorausgesagt hat.“ Die Bürger sahen einander an und sprachen: „Ist dieses vielleicht derselbe Mann, der zu uns gekommen ist, und uns helfen will?“ Und sie führten den von Asturis in die Kirche, um zu sehen, ob es derselbe wäre. Der Mann erkannte sogleich den Diener Gottes, und fiel auf seine Knie nieder und rief: „Ja das ist derselbe, dem ich meine Rettung verbanke; Er hat den Untergang von Asturis vorausgesagt; Er ist Ursache, daß ich nicht mit den andern Bewohnern zu Grunde ging.“ Als die Bewohner von Commagene solches aus dem Munde des Alten hörten, baten sie Severin wegen ihrer Ungläubigkeit um Verzeihung, und gelobten, nach seinem Worte zu thun. Severin hieß sie nun drei Tage lang fasten, und in der Kirche zu Gott beten, um Verzeihung ihrer Sünden zu erhalten. Und siehe am dritten Tage entstand ein großes Erdbeben, und die Feinde fürchteten sich also, daß sie sich aufmachten und abzogen. Die Einwohner von Commagene aber waren gerettet, und lobten und priesen Gott, und der Name des heiligen Severin war in aller Munde.

Während er sich indessen noch zu Commagene aufhielt, kamen von Tablana her, nunmehr Wien genannt, Männer zu ihm, denn auch dort war des frommen Mannes Name bekannt. Sie traten vor Severin und sprachen: „Heiliger Vater, die Bürger von Tablana haben uns abgeschickt, dich um deine Hülfe zu bitten. Siehe, es ist eine große Hungersnoth bei uns, denn die Schiffe mit Korn können nicht zu uns gelangen, weil alle Flüsse mit Eis überdeckt sind.

Komm und hilf!" Severin nahm seinen Stab, und ging die Donau hinab nach Sabiana. Als er daselbst angekommen war, zogen ihm die Bewohner der Stadt entgegen, warfen sich ihm zu Füßen und sprachen: „Vater was sollen wir thun, um gerettet zu werden?" Severin freute sich sehr ob dem guten Sinne und Glauben derselben, und antwortete: „Thut Buße und betet und vertrauet auf den lieben Gott, und siehe, er wird euch helfen." Und die Einwohner befolgten den Rath des Dieners Gottes, gingen in die Kirche und beteten und bereuten ihre Sünden. Nur eine Wittve mit Namen Procula, die von hoher Abkunft war, und reiche Getreidevorräthe hatte, dachte in ihrem Herzen: „Gewiß wird die Noth noch größer werden, ich will bis dahin meinen Vorrath an Getreide aufheben und dann verkaufen." Und sie verschloß ihr Herz und ihren Vorrath, und gab nichts heraus. Als dieses der h. Severin erfuhr, ließ er die Wittve kommen und sprach zu ihr mit ernstlichen Worten: „Warum bist du, aus edelm Geschlechte geboren, eine Sclavin unedeler, böser Begierden und dem Geize ergeben, den der Apostel einen Götzendienst nennt? Siehe, Gott wird das Geschrei des hungerigen Volkes erhören und ihm gnädigst Brod geben; du aber wirst alsdann nicht wissen, was du mit deinem ungerecht verborgenen Gute anders anfangen sollst, als es in die Donau zu werfen, und den Fischen eine Wohlthat zu erweisen, die du den Menschen, deinen Brüdern versagt hast. Daher gehe in dich, hilf vielmehr dir selbst als den Armen mit dem, was du aus so bösslicher Absicht zurückgehalten hast, während Gottes Kinder hungern!"

Die Wittve erschrad ob den Worten des Dieners Gottes, ging in sich, und theilte das vorräthige Getreide unter

die Armen aus. Bald aber schien die Sonne warm und lieblich, und das Eis auf der Donau und der Enß und dem Inn schmolz, und die Kornschiffe konnten wieder fahren, und es gab wieder Brod und Nahrung. Die Bewohner von Wien lobten und priesen gleich denen von Commagene Gott, und segneten in ihrem Herzen seinen lieben Diener Severin. Auf gleiche Weise vertrieb er durch die Kraft seines Gebetes ein furchtbares Heuschreckenheer, das die Erndte aufzehren wollte, und rettete Wien vor den Einfällen barbarischer Horden. Derselb gling er vor die Stadt hinaus, um einsam zu sein, und beten zu können. Auf diesen Wanderungen fand er einen abgelegenen Ort, rings von Rebhügeln eingeschlossen. Hier gefiel es ihm, und er baute sich eine Zelle daselbst, um zu beten, und noch heut zu Tage geben die Dörfer Ober- und Unter-Severing, die dort liegen, Kunde von seinem Namen. Einen andern heimlichen Ansenhalts-Ort hatte er näher bei Wien, wohl da, wo nunmehr Burskersdorf liegt. Hier unterhielt er sich oft, von der Welt abgesondert, mit dem lieben Gotte und betete Tag und Nacht. Jeden Tag, die hohen Feste ausgenommen, fastete er bis nach Sonnenuntergang, und in der heiligen Fastenzeit verdoppelte er seine Bussübungen. Seine Lustbarkeit war das Fasten, sein Ruhm die Eingezogenheit, sein Reichthum die Arnuith und die Verachtung der Welt. Da die Einwohner von Wien seinen heiligen Lebenswandel sahen, gingen sie zu ihm, und baten ihn, ihr Bischof zu werden. Er aber sprach: „Lasset mich! Ist es nicht genug, daß ich meine liebe Einsamkeit verlassen habe, um euch zu unterrichten und zu taufen?“ Dann fuhr er fort zu reden und sprach voll Demuth: „Glaubet ja nicht, daß die Werke, die ich

ihne, mein Verdienst seien. Hinweg mit allem menschlichen Hochmuth! Gott ist es, der uns auserwählt! O betet für mich, daß diese Gaben nicht zu meiner Verdammung sondern zu meinem Heile und zur Ehre meines Erlösers gereichen!" Mit diesen Worten entließ er sie wieder aus seiner Zelle.

Doch blieb der Heilige nicht lange in der Einsamkeit. Als er hörte, daß in der Gegend von Salzburg die Einwohner noch neben dem wahren Gotte die falschen Götzen anbeteten, nahm er seinen Stab wieder und zog dahin. Er kam zuerst nach Rufullis dem heutigen Ruchel, einem Marktflecken unweit Hallein an der Salzach. Zu seinem großen Leidwesen dienten hier viele den Götzen. Nachdem er gebetet hatte, trat er unter sie und sprach: „Warum doch betet Ihr nicht den allein wahren Gott an, der da der Heiligste und Mächtigste ist? Warum verehrt Ihr noch die schändlichen heidnischen Götter? O erhebt Eure Herzen zu dem, der von Ewigkeit her in Herrlichkeit herrscht, der schon war, ehe die Sterne am Firmamente glänzten, und die Erde aus Nichts geschaffen wurde! Betet doch ihn allein an, der es ist, der die schöne Sonne aus Nichts geschaffen, und den befruchtenden Mond und die zahllosen Sterne, die Erde und das Wasser und alle Geschöpfe. Er allein ist es, der Euch über Alles liebt. Er hat auch seinen Eingebornen gesandt, und hingegeben, damit er für Euch leide, und um Eurer Erlösung willen den schmachvollen Tod am Kreuze sterbe. Gegen diesen guten Vater könnt Ihr undankbar sein, und neben ihm noch andern ohnmächtigen Götzen göttliche Ehre erweisen? Deffnet doch Eure Augen und erkennet, daß Eure Götter, die Ihr zitternd anbetet, nur Geschöpfe sind, ohnmächtiger, als Ihr selbst! darum kehrt zurück, geht in

Euch, reißt Euch los von Boban und Belenus, und fallet nieder in den Staub vor dem Allmächtigen und Allgütigen! Dienet Ihm allein ohne Heuchelei und aufrichtig! Thut nichts Böses, ja denkt nicht einmal etwas Böses; denn er durchschaut Euer Innerstes, vor Ihm bleibt nichts verborgen, selbst nicht der geheimste Gedanke der Seele. Euer einziges Glück ist — hier und dort ein frommes Herz und ein reines Gewissen. Und dieser allgütige Gott wird Euch Eure Sünden verzeihen, und Euch Kraft geben, Ihm allein zu dienen. Also betet an den Dreieinigten; Er ist der einzig wahre, und außer ihm gibt es keine andere Götter; Er allein kann Euch glücklich und froh machen.“ Auf diese Worte schlugen die Götzendiener ihre Augen nieder, gingen in sich, und beteten den allein wahren Gott an. Auch Severin dankte Gott und kniete nieder, und alle beteten ihm nach.

Von Rukullis begab er sich nach Juvavia ober Salzburg, dann nach Quintanis ober Rünzen ober Passau und nach Lorch bei Enns und an viele andere Orte theils in Oesterreich theils in Baiern. Allenthalben lehrte und predigte er, that viele Wunder, und sagte verborgene Dinge voraus. Insbesondere trug er eine große Liebe zu den Armen in seinem Herzen, sammelte für sie Brod und Geld, und fühlte nur den Hunger, wenn er andere hungern, und Kälte, wenn er andere von Kleidern entblößt sah. Er ermahnte in Briefen die Priester der ganzen Umgegend, für die Armen den Zehnten wohl einzuziehen, und wenn er wußte, daß die umherziehenden Heinde Gefangene mit sich fortgeführt hatten, ruhte er nicht, bis sie wieder ausgelöst waren. Auch trug er Sorge dafür, daß Klöster errichtet wurden; dieß geschah insbesondere in der Gegend von Wien

und Salzburg. Er gebot den Mönchen darin, dem Volke fleißig zu predigen, und sich der Armen anzunehmen. Ostmals sagte er zu ihnen: „Tretet ein in die Fußtapfen der seligen Väter, und lernet von ihnen die Heiligkeit eines reinen Wandels. Schauet nicht mehr zurück, und verlangt nicht mehr nach den Ehren und Vergnügungen der Welt, denen ihr entsagt habt. Ueberwindet durch die Liebe und Furcht Gottes die sinnlichen Begierden, und löschet das Feuer der körperlichen Gelüste durch die Gabe der Thränen aus.“ Also begannen durch Severin Glaube und Liebe an den Ufern der Donau zu erstarken und zu blühen, und alles Volk pries und lobte Gott, der durch Severin seinen Diener so Großes wirkte, und die Verehrung des heiligen Mannes wuchs von Tag zu Tag.

Doch nicht bloß das Volk ehrte und liebte den Gottesmann, sondern es kamen auch Könige und Fürsten zu ihm, und begehrten seinen Rath und seinen Segen. So, als er einst des Tages in seiner Zelle kniete, und betete, pochte Eboaker, der König der Heruler, an der Thüre. Er trug ein großes Schwert an seiner Seite und war mit einer Thierhaut bekleidet. Severin öffnete die Thüre, und als der König den ehrwürdigen Greis erblickte, dessen Bart bis an den Gürtel herabhing, und die armselige Zelle sah, die so niedrig war, daß er nicht einmal aufrecht darin stehen konnte, ward er tief in seinem Innern erschüttert. Sie redeten eine Zeit lang miteinander, und als der König Eboaker Abschied von ihm nahm, sprach Severin: „Zieh hin nach Italien, jezt noch bedeckt mit abgenutzten Fellen, für köstlichen Schmuck tauscht sie dir Italien aus; bald wirst du im Stande sein, Vielen Vieles zu schenken.“ Eboaker

zog hin, und eroberte mit seinen Mannen Italien, und setzte den dortigen Fürsten Romulus Augustulus ab. Es währte nicht sehr lange, so kam von dorthier ein Bote in die Zelle Severinus, und brachte einen Brief von dem Könige Odoaker, in dem er dem Diener Gottes die Erfüllung seiner Weissagung kund that, und ihm jede Bitte zu gewähren versprach. Doch Severin, dem die Gabe der Gnade genügte, begehrte nichts für sich selbst, sondern bat den König nur, er möge einige des Landes Verwiesene in ihre Heimath zurüchlehen lassen, was denn sogleich geschah. Die Heimgekehrten dankten Severin von Herzen, und erzählten von dem Ruhme und der Macht des Königs Odoaker. Dessen wunderten sich einige Vornehme, die umherstanden, und priesen Odoaker über die Maßen. Als dieses Severin hörte, wandte er sich zu ihnen und sprach: „Wen rühmt Ihr also?“ Sie antworteten: „Odoaker den König.“ Da sprach Severin: „Odoaker wird dreizehn bis vierzehn Jahre hindurch glücklich regieren.“ Und siehe zur vorausgesagten Zeit verlor nachmals Odoaker Krone und Leben.

Ein andermal kam Glada, das Oberhaupt der Angler, zu ihm, seines Rathes zu pflegen und auch andere Fürsten und Große; gleich Elisäus verkehrte er mit Königen, Fürsten und Völkern.

Bevor Gott seinen Diener Severin nach Hause rief, verherrlichte er ihn schon hienieden durch manche Wunder und Zeichen. In Zubavia lag eine Frau an einer schweren Krankheit darnieder, und man traf schon Anstalt, sie zu begraben. Die Verwandten, welche sehr traurig waren, nahmen die halbtobte Frau, und trugen sie auf einer Bahre vor Severins Zelle, und stellten diese daselbst in aller Stille

nieder. Als Severin aus seiner Zelle herausgehen wollte, fand er die Thüre durch das Bett versperrt. Er rief ihnen zu: „Was beghnt Ihr?“ Sie erwiderten: „Dein Gebet möge diese todtte Frau mit Leben befeelen!“ Severin fuhr fort und sprach: „Was begehrt Ihr Großes von mir Geringem? Ganz unwürdig bin ich dessen, was Ihr verlangt; o möchte mir doch Gott meine Sünden vergeben!“ Die Leute antworteten: „Unser Glaube ist, daß sie Dein Gebet wieder ins Leben rufen kann.“ Nun vergoß Severin gleich dem Herrn, als er Lazarus auferweckte, Thränen, kniete nieder und betete inbrünstig, und gebot der Frau im Namen Jesu aufzustehen. Und die Frau erhob sich und lebte. Als sich die Leute sehr darob verwunderten, sprach Severin voll Demuth: „Schreibt dieses Wunder nicht mir, schreibt es der Stärke Eures Glaubens zu. Wißet, dergleichen geschieht an vielen Orten und bei vielen Völkern, damit die Menschen erkennen, daß ein Einziger Gott sei, der Wunder wirkt im Himmel und auf Erden, der die Verlorenen zum Helle ruft, und die Todten zum Leben erwecket.“

Eines Tages hielt ein Wagen vor Severins Zelle, auf dem eine Mutter und ihr einziger Sohn waren, der an der Gicht sehr litt. Er war zwölf Jahre alt, die Mutter aber eine Wittwe. Als Severin fragte, was sie wolle, fing sie an, zu weinen und bat ihn, er möge doch ihrem Sohne helfen. Severin antwortete: „Was wäñnen die Leute von mir? Warum glauben sie, daß ich Dinge verrichte, welche ich nicht vermag? Für so große Werke reicht meine Kraft nicht aus. Doch ich habe Erbarmen bei Gott gefunden, und gebe Dir den Rath, nach Kräften von Deinem Vermögen den Armen zu spenden.“ Die Wittwe wollte sogleich ihr

Reid, das sie trug, den Armen geben. Als dieses Severin sah, bewunderte er ihren Eifer und sprach: „Laß das! Wird Dein Sohn mit Gottes Hülfe gesund von hier mit Dir gehen, so erfülle Dein Gelübde!“ Nun ordnete er nach seiner Weise ein dreitägiges Fasten an, und betete, und siehe der Sohn ward gesund. Fröhlich zogen beide in ihre Heimath zurück, und erzählten das Wunder.

Zwei Männer heilte er desgleichen vom Ausfalle: als dagegen sein Schüler Bonosus, der sehr an Schwäche der Augen litt, bat, er möge ihn heilen, sprach Severin: „Mein Sohn, es nützt Dir nicht, wenn ein äußeres Licht Dein Auge erhellt, bitte vielmehr Gott, daß es in Deiner Seele helle werde.“ Bonosus strebte von dieser Zeit an, mehr an der Seele als am Körper sehend zu werden, und ward dadurch von Tag zu Tag frommer und besser.

Nun kam für Severin die Zeit, aus der Welt zu scheiden; zwei Jahre hatte er durch göttliche Eingebung seinen Tod vorher verkündigt. Er empfand ein heftiges Seitenstechen, und bereitete sich durch die heilige Wegzehrung auf sein Ende vor. Ehe er aus dieser Welt ging, ließ er noch den König der Rugler Feva und dessen Gemahlin Gisa vor sich rufen, und ermahnte sie, ihre Unterthanen gütig und milde zu regieren, und dessen eingedenk zu sein, daß sie einst von dem König aller Könige, der jedes Herz durchschaue, strenge würden gerichtet werden. „Euer Reich, sprach er, war durch den Beistand Gottes bisher glücklich, aber hütet Euch, daß nicht die Thränen und Seufzer Eurer Unterthanen Gottes Rache über Euch herabziehen.“

Einige Tage, bevor er starb, sprach er noch zu den Eelnigen: „Meine Brüder, wisset, daß die Völker dieses

Landes gleich den Kindern Israels, die durch Moses aus der Knechtschaft Aegyptens errettet wurden, von der Dienstherrschaft und dem ungerechten Joch der barbarischen Beherrscher werden befreit werden. Denn sie werden mit ihren Kindern, mit Hab und Gut diese ihre Wohnung verlassen, und im Lande der Römer frei und friedlich leben. Geliebte Brüder, wenn dieses geschieht, dann erinnert Euch an den Befehl des Patriarchen Joseph, dem ich mich unwürdiger Kranker vergleiche. Nehmet ab! dann meine Gebeine, und führet sie mit Euch hinweg, nicht zu meinem, sondern zu Eurer größten Nutzen. Denn diese Ortschaften, diese bevölkerten und reichen Städte und Dörfer werden also verwüstet und verheert, daß die Barbaren, die feindlich hierherkommen, auch die Todten beunruhigen, und ihre Gräber öffnen werden, um Schätze zu finden.“ In der Nacht seines Todes ließ Severin noch einmal seine Brüder zu sich rufen und sprach zu ihnen: „Meine lieben Söhne in Christo! Es ist Euch bekannt, daß der Patriarch Jakob, da er fühlte, daß er sterben werde, auch seine lieben Söhne um sich versammelte und ihnen künftige Dinge offenbarte. Ich sündiger Mensch will mich nun zwar nicht mit dem Erzvater gleichstellen, doch Eines, was sich wohl mit der Demuth verträgt, kann ich Euch nicht verschweigen. Haltet Euch an die Beispiele Eurer Vorfahren; ihres Wirkens Ausgang betrachtet, ihren Glauben ahmet nach! Denn als der Herr den Abraham rief, auszuwandern nach Chaldäa, gehorchte er gläubig und verließ das Land seiner Geburt und zog, ohne zu wissen, wohin, nach dem Lande, das er in Besitz nehmen sollte. Dem zuversichtlichen Glauben dieses Patriarchen ahmet nach, seine Heiligkeit sei Euch ein Vorbild!“

„Verachtet alles Irdische, suchet das Himmlische! Ich vertraue zu Gott, er werde mir meinen Lohn geben, denn ich nehme wahr, daß Ihr zugenommen habt im Geiste, daß Ihr die Gerechtigkeit liebt, die Gefangenen in christlicher Liebe unterstützt, einander liebet, und Keuschheit und Demuth schäzget höher denn Alles. Diese Tugenden lobe und preise ich; aber bittet, daß dasjenige, was in den Augen der Menschen gut erscheint, auch vor Gott bestehen möge, denn Gott sieht nicht wie ein Mensch, Er erforscht die Herzen und kennt alle Gedanken zuvor.“

„Gleich dem heiligen Elisas verharret im Gebete, damit der Herr Eure Herzen erleuchte und öffne, auf daß Ihr einsehen lernt, daß Gott sich nahest denen, die zu ihm beten. Thut Buße und laßt es Euch nicht schwer fallen, Eure Sünden zu beweinen, da es Euch leicht geworden ist, Euch den Sünden hinzugeben. Der Sünder soll seine Sünden beweinen, denn Gott wird durch Bußthränen versöhnt, und nimmt ein zerknirsches Herz hin als wohlgefälliges Opfer.“

„Darum laßt uns demüthig sein im Herzen, und gestreßten Gemüthes und jede Sünde meiden. Insbesondere beobachtet des Herrn Gebote! Es ist eine Schande, wenn Weltleute ein sündiges Leben führen, und um wie viel mehr ist solches bei Mönchen Sünde, die fliehen sollen der Welt Lockungen gleich einem wilden Thiere!“

„Doch warum halte ich Euch auf, geliebte Brüder? Lebet wohl! Ich tröste Euch mit den Worten des Apostels, der da sagt: „„Nun empfehle ich Euch Gott und dem Worte seiner Gnade, welcher mächtig ist, Euch zu erhalten und Euch die Erbschaft zu geben in seiner Herrlichkeit. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.““

Als Severin dieses gesprochen hatte, bezeichnerte er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und küßte die Brüder alle und sprach: „Weinet nicht, singt mit mir Psalmen!“ Da sie aber vor übergroßem Herzenleid schwiegen, da fing der heilige Mann an, und sang: „Lobet den Herrn in seinen Heiligen, und Alles, was Odem hat, lobt den Herrn.“ Also singend schied seine Seele ab von dem Leibe und ging in die ewigen Freuden. Nun entstand ein großes Klagen und Weinen. Es jammerten und klagten seine Schüler Eutippus, Lucillus, Marcian, Antonius, es jammerten und klagten Fürsten und Untertanen den Donaustrom auf und nieder, besonders aber trugen die Armen und Hungernden großes Herzenleid um den Hiten, der sie bisher so wohl gewelbet hatte.

Nach sechs Jahren ward erfüllt, was St. Severin vorausgesagt hatte. Es fielen die Feinde in das Land ein, und verheerten die Felder und beraubten die Klöster, welche Severin gestiftet hatte. Da sprachen die Einwohner zu einander: „Kommt! laßt uns ausziehen aus diesem Lande hin gen Italien.“ Und Lucillus erinnerte sich der Worte des h. Severin: „Nehmt alsdann meine Gebeine und führet sie mit Euch hinweg, nicht zu meinem, sondern zu Eurem größtem Nutzen;“ und nach der Vesper begab er sich mit andern Männern zu Severins Grab, und öffnete dasselbe. Hierauf hoben sie den Leichnam heraus, und hüllten ihn in neue Tücher, und legten ihn in einen hölzernen Sarg. Die Mönche luden den Sarg auf einen Wagen, und führten ihn mit großem Gefolge gen Italien — St. Severins Heimath. Papst Gelasius freute sich höchlich, als der Leichnam des heiligen Mannes ankam, und befahl den Mönchen, ihn nach Monte

Geleite zu führen, und dort aufzubewahren. In der Folge wurde derselbe in das Schloß Lucullano bei Neapel gebracht, woselbst ihm eine fromme Frau, Barbara mit Namen, ein schönes Grabmal errichten ließ. Als aber nachgehends das daselbst erbaute Kloster von den Sarazenen zerstört wurde, führte man die heiligen Reliquien nach Neapel, und brachte sie in ein Benedictinerkloster, das Severins Namen trägt, und wo sie noch aufbewahrt sind bis auf den heutigen Tag. An den Ufern der Donau aber und in Oestreich und Baiern, woselbst er an die dreizehn Jahre so segensreich gelehrt und gewirkt hat, steht annoch sein Andenken in hohen Ehren.

Der heilige Columba und der heilige Gall.

Auf der Insel Irland stand im sechsten Jahrhundert nach des Herrn Geburt das hochberühmte Kloster Baanor, in dem viele fromme Ordensbrüder lebten, so sich mit Studiren, und Beten und Psaliren fleißig abgaben. Unter diesen war auch einer mit Namen Columba, aus der Provinz Leinster gebürtig, und der war also gelehrt und fromm, daß man Land auf und ab von ihm sprach, und es hieß, er wäre gleich einem Engel im sterblichen Leibe. Viele Jünglinge weitum kamen, um bei ihm Weisheit und Tugend zu lernen. Unter diesen war auch einer, Gall genannt, und von reichen und angesehenen Aeltern geboren. Columba nahm ihn lieblich auf, und unterwies ihn in den himmlischen Dingen, und da derselbe wohl fortschritt in allen Tugenden, ward er alldald zum Priester geweiht.

Nach einiger Zeit empfand Columba eine große Begierde, sein Kloster und sein Vaterland zu verlassen, und gleich Abraham in ein anderes Land zu ziehen. Er theilte daher dem würdigen Abte Congell sein Vorhaben mit; doch dieser

verlor ungerne solch eine Zierde seines Gotteshauses, und willigte anfangs nicht sogleich in sein Begehren. Da indeß Columba nicht abstand von seinem Vorhaben, erkannte der Abt solches als göttliche Eingebung, und that nach dessen Willen. Columba wählte sich nun zwölf Genossen, worunter auch Gall war, und ließ sich vom Abte segnen, und reiste ab von Banchor. Zuerst schifften sie nach England und von da weiter über das Meer nach Frankreich. Hier gab es in jener Zeit viele nachlässige Bischöfe, welche am geistlichen Reglment keine Freude hatten, und das Volk nicht genugsam unterrichteten und zum Guten anhielten, weshalb denn Columba scharf zu predigen anfang, und durch Fasten und Kasteien dem Volke ein gutes Beispiel gab. Im ganzen Lande ging bald ein Gerücht von den frommen Mönchen, welche über das Meer hergekommen wären und so eindringlich lehrten und so gottgefällig lebten, und der König von Burgund, Guntram, hörte auch davon. Er bat deshalb den Columba, er möge in seinem Reiche bleiben, und ein Kloster bauen. Columba nahm solches Anerbieten an, und erbaute nach und nach drei Klöster in dem Vogesengebirge, von dem das erste Anagray, das zweite Lureuil, das dritte Fontanas hieß. Das Kloster Lureuil ward das berühmteste unter ihnen, und wenn Columba nicht eben auswärts predigte, wohnte er meist hier, und unterwies seine Ordensgenossen in den geistlichen Wissenschaften und den Pflichten ihres Standes. Sie arbeiteten und beteten Tag und Nacht, und aßen nur Wurzeln und Kräuter, und tranken nur Wasser, ja oftmals litten sie großen Mangel und bittere Noth. Wann ein großes Kirchenfest, insbesondere die heilige Fastenzeit, einfiel, ging jeder Mönch eine Zeit lang hinaus

in die Wüste, woselbst er betrachtete, und sich in der Einöde mit Gott unterhielt. Also lebte Columba mit seinen Brüdern mehr den lieben Engeln als den sterblichen Menschen gleich.

Nicht selten geschah es, daß der junge König Theodorich, der inzwischen auf den burgundischen Thron gelangt war, in des heiligen Mannes Zelle kam, und seine weisen Reden anhörte, und um sein Gebet und seine Fürbitte bat. Eines Tages kam er wiederum, und da Columba in Erfahrung gebracht hatte, daß der junge König auf Anheizen seiner Großmutter Brunchilde ein sündhaftes Lasterleben führe, redete er ihm freundlich und eindringend zu, umzukehren von seinen bösen Wegen und des Gerichts zu gedenken. Theodorich glugte des h. Vaters fromme Worte zu Herzen, und er gelobte, darnach zu thun, und fortan in rechtmäßiger, heiliger Ehe zu leben. Doch das verdroß die Brunchilde, und sie wußte es durch Ränke dahin zu bringen, daß sich des Königs Liebe in Haß verwandelte, und er den Mann Gottes aus seinem Reiche vertrieb. Es kamen alsbald Soldaten in das Kloster, und ergriffen ihn, um ihn weiter zu führen. Da entstand ein großes Leidwesen. Columba aber tröstete seine Brüder, und nahm deren einige sammt Gall mit sich, und schied aus des Königs Landen.

Nach mancherlei Zufällen und Schicksalen gelangte er mit ihnen gen Mainz und zuletzt an den Zürcher See. Da wo der Rimmatsfluß in den See fließt, fanden sie einen schönen Platz, der ihnen wohlgefiel, und woselbst sie zu wohnen beschloßen. Als sie sich Hüttlein gebaut hatten, fingen sie an, in der Gegend umherzugehen und zu predigen, und besonders redete Gall gleich einem Apostel des Herrn zu den Heiden. Die einen bekehrten sich, andere aber sprachen:

„Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme bis dahin genug versehen, wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren wohl.“

Einmal kam Solumba an einen Ort, woselbst viele Leute versammelt waren. In ihrer Mitte stand ein mit Bier gefülltes Gefäß. Der Diener Gottes fragte, was solches zu bedeuten hätte? Die Heiden antworteten: „Das ist das Opfer, welches wir unserem Gotte Bodan heute darbringen.“ Und nun trat Solumba hinzu, und blieb also gewaltig an das Gefäß, daß es krachend zersprang, und das Bier brausend hinauschoß; darauf ermahnte er sie, abzustehen von ihrem Götzendienste, und dem allein wahren Gott zu dienen. Viele ließen sich auf dieses hin taufen, andere, die schon getauft waren, aber doch noch die Götzen verehrten, entsagten diesen nun gänzlich.

Gall und die andern Mönche wollten es nun Solumba ihrem Lehrer, nachthun, und fingen voll heiligen Eifers an, alle Opfergaben in den See zu werfen, und legten Feuer in den Tempel. Doch solches erzürnte die Heiden; sie fielen über Solumba her, und schlugen ihn; den Gall aber suchten sie zu tödten. Deshalb fanden sie für gut, nicht länger hier zu bleiben, sondern zogen in der Stille weiter, und kamen nach Arbon am Bodensee. Hier fanden sie ein anmuthiges Thal zwischen hohen Bergen, und trafen einen christlichen Pfarrhern, Namens Willimar, der mit andern Geistlichen da wohnte. Als dieser die Pilger sah, sprach er: „Gefegnet der da kommt im Namen des Herrn.“ Solumba antwortete: „Von fernem Gegenden her hat uns der Herr gesammelt.“ Da ergriff Willimar Solumbas rechte Hand, und führte ihn in das Bethaus, und nachdem sie gemeinsam gebetet, bereitete

er für die Mönche ein Nachtlager. Ehe sie sich indes zur Ruhe begaben, las Gallus einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vor, und legte denselben so salbungswürdig aus, daß Willimar darob Zähren vergoß.

Sieben Tage verweilten die Mönche bei Willimar, indem sie ihm die leidliche Nahrung wohl mit geistiger Speisung vergaltten. Nach dieser Zeit zte Columba den Pfarrhern, ob er keinen Ort wisse, wosellst sie sich niederlassen und wohnen könnten. Willimar wies sie nach Bregenz, und da es Columba zufrieden war, ließ er ein Schiffein bringen, und Columba und Gallus und ein Diakon stiegen ein, und fuhren hinüber an den Ort. Nachdem sie wieder aus Land gestiegen waren, sahen sie ein altes, der h. Aurelia geweihtes Kirchlein, und gingen hinein und beteten; alsdann betrachteten sie die Gegend ringsum, und fanden Lust daran, und bauten Zellen um das Kirchlein her, Willens, daselbst zu bleiben. Zu ihrem Leidwesen aber waren die Leute umher Heiden, und hatten in dem Kirchlein drei ehorne Gözenbilder, die vergoldet waren, aufgestellt. Deshalb befahl Columba dem Gallus, welcher der Landessprache wohl kundig war, zu predigen und das Evangelium zu verkünden. Gall that dieß an einem heidnischen Feste, da eben viele Leute versammelt waren, und sprach von dem Einen wahren Gotte und von seinem Sohne Jesus Christus, und ermahnte die Zuhörer diese wahren Gottheiten anzubeten, und zu verehren und ihre eiteln, leblosen Bilder zu lassen. Zugleich nahm er die Gözenbilder, und schmetterte sie an Steinen in Stücke, und warf diese in den See. Die einen gingen auf dieß hin in sich, andere aber ergriminten und suchten Gelegenheit, wie sie Gall tödten möchten. Columba ließ indes

Wasser bringen, und besprengte, nachdem er es gesegnet, die Kirche damit, und weihte sie wieder. Drei Jahre blieb er nun allhier mit seinen Schülern; sie bauten das Land an, und pflanzten Kohl und Gemüse, und setzten junge Bäume, und zogen sie auf, oder fingen Fische im See, und strickten zu diesem Ende Netze.

Während sie also mit Begründung des Klosters beschäftigt waren, brach ein Krieg aus, und der König Theodorich ward Herr dieses Landes; auch geschah es, daß die Heiden den Mönchen nachstellten, und sie bei dem Herzog Gunzo, der in dieser Gegend Hof hielt, verläumdeten, als seien sie der Jagd entgegen. Der Herzog ward ihnen Feind. Auch wurden späterhin durch die Heiden zwei Mönche getödtet. Nun mochte Columba nicht länger in dieser Gegend bleiben, sondern beschloß, sich aufzumachen, und nach Italien zu wandern. Als es Zeit war abzureisen, wurde indeß Gallus krank, und so nahm Columba Abschied und zog gen Italien, woselbst er das Kloster Bobio gründete.

Gallus, nun allein und verlassen, ließ sich zu Willimar über den See führen, und erzählte ihm, was geschehen war, und bat um Aufnahme und Pflege. Der Pfarherr nahm den Kranken wohl auf und tröstete ihn; zugleich befahl er zweien Geistlichen, Magnus und Theoborus, auf ihn Acht zu haben und sein zu pflegen. Als Gallus mit Gottes und dieser guten Männer Hülfe wieder gesund geworden war, fragte er einen Diakon des Willimar, der Hiltiboldus hieß, und in der Wildniß Weg und Gegend wohl kannte, ob er keinen einsamen Platz daselbst wisse, eben, wasserreich und wohl zum Anbau geeignet. Der Diakon antwortete: „Ich weiß wohl einen solchen Ort, aber da gibt es viele Dämonen

und Wölfe und wilde Schweine, die könnten kommen und Dich fressen.“ S. Gallus erwiderte: „Ist Gott mit uns, wer kann wieder uns sein?“ Und nun zogen sie miteinander in die Wüste, nachdem Gallus die Nacht hindurch andächtig gebetet hatte, Gott möge ihm doch einen Ort zeigen, wo selbst er fürder wohnen könne. Fast den ganzen Tag gingen sie umher, bald bergauf bald bergab, ohne den rechten Platz zu finden. Da sprach Hiltiboldus zu Gall: „Es ist schon die neunte Stunde des Tages und Zeit, daß wir ausruhen und Brod essen und ein frischen Trunk Wasser zu uns nehmen, auf daß wir weiterreisen können.“ Gall aber erwiderte: „Sohn thue, was Dir gut dünkt; ich werde keinen Bissen genießen, bis mir Gott den Ort meiner Wohnung angezeigt hat.“ Nun vergaß auch Hiltibold des Hungers und Durstes, und sie schritten eilenden Schrittes weiter, denn der Tag hatte sich schon geneigt, und die Sonne ging unter. Sie gelangten an ein Gläzlein, Steinach, und folgten seinem Laufe, bis sie an einen Felsen kamen, über den es herabstürzt und unten im Wirbel sich kreiset. Hier gab es viele Fische, und sie warfen die Rege aus, und fingen Fische, und der Diakon bereitete sich etliche an dem Feuer zu, so sie angezündet. Gallus aber ging seitwärts um zu beten, und blieb in einem Dornesträuch hängen und fiel zur Erde. Solches als von Gott gewirkt ansehend, ging er nun nicht mehr weiter, sondern beschloß, da zu bleiben und zu wohnen. Er brach sofort Zweige von einer Haselstaude ab, und machte ein Kreuz daraus, und steckte es in die Erde; desgleichen hing er einige Reliquen, die er bei sich trug, an dasselbe. Zuletzt betete er noch eine Weile mit Hiltibold davor, worauf sie gemeinschaftlich aßen und sich auf die Erde niederlegten,

da es bereits Nacht war. Während Hiltibold schlief, stand indeß Gall wieder auf und betete. Am andern Tage blieben sie noch eine Weile an dem Orte, und Gall weihte ihn durch Gebet ein, und vertrieb dadurch die vielen Schlangen, welche hier hausten.

Vier Tage später ging er zu Willimar, und verabschiedete sich von ihm, und zog mit zwei Genossen in den Wald, und sie säßten Bäume, und reuteten Gesträuche aus, und bauten sich Zellen. Das ist der Anfang des berühmten Klosters St. Gallen, das von Gall, seinem Stifter, also ist benannt worden.

Während St. Gallus mit seinen Brüdern hier Gott diente, geschah es, daß die Tochter des Herzogs Gunzo, Friedeburge, krank wurde. Sie tobte und rastete, und man erkannte zuletzt, daß sie vom bösen Geinde besessen sei, ja dieser Dämon sprach aus dem Mägdelein, er würde nicht weichen, es käme denn Gallus, der Einsiedler. Nun sandte Gunzo sogleich Boten an den Arboner Pfarrherrn Willimar, und ließ ihn bitten, Sankt Gallus nach Ueberlingen, woselbst das kranke Mägdelein war, zu bescheiden. Gall war eben bei Willimar, als der Bote des Herzogs ankam. Sobald er indeß das Begehren des Herzogs vernommen, erschrad er sehr. Willimar redete ihm zu, den Zorn des Herzogs durch Weigerung nicht zu reizen; Gall aber ging in seine Zelle, und nahm zwei Schüler mit sich und begab sich tiefer in die Einöde. Hier traf er einen frommen, gottesfürchtigen Diakon Johannes, bei dem er eine Woche blieb.

Mittlerweile hatte Willimar Galles Flucht in Erfahrung gebracht, und kam nun auf des Herzogs Befehl, ihn zu suchen; er traf ihn in einer Höhle, versunken in himmlische

Betrachtungen. Nach langem Bitten ging er endlich mit Willimar, und sie fuhrten über den See nach Ueberlingen. Als sie angekommen waren, kam der Herzog, und führte Gall selbst in das Gemach des Mägdleins, das im Schoosie der Mutter lag, mit geschlossenen Augen und offenem Munde, aus dem ein Schwefelgeruch aufdampfte; die Glieder waren verrenkt und gestreckt, wie bei einem Leichnam. Gall kniete nieder und betete, Gott möge sich seines Gebildes erbarmen, und es von dem schrecklichen Leiden befreien, auf daß fortan das Geschöpf freudig lobe den Schöpfer; worauf er sich erhob, und seine Rechte segnend über das Haupt des Mägdleins ausstreckte, und nochmals betete. Und siehe, von der Stunde an war Friedeburge gesund.

Nun ließ der erstunte Herzog Gold und Silber herbeibringen, und beschenkte St. Gall reichlich; doch dieser ließ alle Geschenke unter die armen Leute austheilen, und behielt nichts für sich. Daraus wollte ihn der Herzog zum Bischof von Konstanz machen. Allein auch diese Würde schlug Gall aus, indem er Gott lieber in seiner Zelle, im Gewande der Niedrigkeit, dienen wollte. Da indeß der Herzog mit Bitten nicht nachließ, in den Mann Gottes zu bringen, versprach dieser, später Bescheid zu ertheilen, und lehrte nach Hause zurück, woselbst er den Diakon Johannes von Grabs zu sich beschied. Diesen unterrichtete er nun in den geistlichen Wissenschaften, und behielt ihn drei Jahre bei sich.

Nach dieser Zeit ging er mit ihm nach Konstanz, wohin Herzog Gunzo Bischöfe und Geistliche berufen hatte, um eine neue Wahl vorzunehmen, weil Gall bisher solche nicht angenommen hatte. Als Adel und Clerus und Volk zu diesem Ende versammelt waren, fing der Herzog zu beten

an und sprach: „Der allmächtige Gott, durch dessen Fürsorge die Kirche gewahrt und regiert wird, gieße auf die Fürbitte und wegen der Verdienste der heiligen Jungfrau Maria, deren Ehre dieser heilige Ort gewidmet ist, heute seinen h. Geist über uns aus, damit wir einen Bischof erwählen, der tauglich ist zur Regierung des gläubigen Volkes, und voll Hirteneifer für die Kirche des Herrn.“

Die Geistlichen antworteten: „Gallus hat ein gutes Zeugniß von uns allen, die sein Leben kennen; er hat den Gipfel der Gottesgelehrtheit erreicht, und läßt seiner Weisheit Licht in der Ehrbarkeit seines Lebens leuchten; er ist gerecht und keusch, sanftmüthig und demüthig, enthaltsam und geduldig, freigebig gegen die Armen, ein Vater der Waisen und ein Trost der Wittwen. Einem solchen Manne ziemt es, Hirte des Volkes zu sein.“

Auf dieß sprach der Herzog zu Gall: „Hörst du, was sie da sagen und wollen?“ Aber Gall erwiderte: „Möchte es wahr sein, was sie von mir sagen! Doch ist ihnen entgangen, daß die heiligen Canonen es mißrathen, einen umherreisenden Fremden zum Bischof zu bestellen. Aber es ist ein Diakon bei mir, Johannes, dem das gute Zeugniß gebührt, so jene mir geben, zudem ist er ein Landemann. Diesen hat Gott selbst erwählt, und ihn empfahle ich Euch zur Beförderung.“

Und nun ward Johannes gewählt, und von den Bischöfen consecrirt. Gall aber hielt eine schöne Predigt, und kehrte, nachdem er zuvor des Bischofs Johannes Segen erhalten, in seine Zelle zurück. Herzog Gunzo unterstützte ihn aber im Klosterbau, und schenkte ihm Grundstücke, und bald sah man anstatt der Waldeebäume hier Fruchtbäume,

und es gedieh Korn und Wein, und anstatt der Schlangen und Bären lobten und priesen zwölf Mönche Gott allda.

Eines Nachts, da Gall im Schlafe lag, offenbarte ihm Gott, sein Lehrmeister Columba sei zu den ewigen Freuden eingegangen. Am nächsten Morgen berief er seine Brüder, und erzählte ihnen das gehabte Gesicht, und sogleich ward ein Bote nach dem Kloster Bobio abgesandt, daselbst Nachfrage zu halten. Dieser lehrte nach geraumer Zeit wieder zurück, und brachte die Kunde, St. Columba sei um dieselbe Zeit verschieden, in der Gallus die himmlische Offenbarung gehabt habe; auch brachte der Bote den Stab des Heiligen als Geschenk mit, den sofort Gall zu sich nahm und in hohen Ehren hielt. Seinen lieben Lehrmeister aber beweinte er mit heißen Zähren.

Einige Zeit darauf kamen Klosterbrüder von Lureuil her, und traten vor Gall und sprachen: „Unser Abt Eustasius ist gestorben, dich aber haben die Brüder zu seinem Nachfolger erwählt. Kehre nun zurück, und werde Abt des Klosters Lureuil.“ Gall aber erwiderte demüthig: „Lieben Brüder! Auf daß ich einzlg und ungestört meinem lieben Gotte dienen möge, habe ich meine Helmath, meine Bekannte und Freunde verlassen; ich habe die Hand, nach des Herrn Wort, an den Pflug gelegt; ferne sei es von mir, daß ich wieder zurückschaue.“

Darauf beherbergte Gall die Abgesandten von Lureuil noch einige Tage in seinem Klosterlein, und entließ sie mit dem Kusse des Friedens.

Als bald sollte St. Gall dem Abte Eustasius folgen, und den Lohn für seine gek. Mühe empfangen. Im Herbst des Jahres 627 kam der Pfarrer Willimar zu ihm und

sprach: „Gallus, warum steigst du so selten herab von deinen Bergen, und erfreust meine Seele so wenig mit deinen Lehren und Tröstungen? Folge mir, und rede am Tage des h. Michaels zum Volke in Arbon.“ Gallus ging sofort dahin, und predigte an diesem Feste also schön und eindringlich von der Eitelkeit der Welt und der Beständigkeit des Himmels, daß alle Zuhörer im Herzen erschüttert wurden und sehr weinten. Drei Tage darauf besiel ihn ein Fieber, und er vermochte nicht mehr, in seine Zelle zurückzukehren. Endlich gab er unter dem Beistande des frommen Willimar seinen Geist auf, und ging heim zu Columba seines Alters 70 Jahre den 16. Herbstmonat 627.

Die Mönche zogen den Leichnam aus, und fanden um seinen Leib einen Bußgürtel, der tief ins Fleisch eingedrückt war. Darauf legten sie ihn in eine Lade, und trugen ihn unter Psalmenstingen in das Gebirge, und brachten ihn in seine Zelle, und gruben ihn da ein.

Der heilige Kilian,

Bischof von Würzburg.

Der heilige Kilian war ein frommer Mönch aus Irland gebürtig und von edler Abkunft. Er diente Gott Tag und Nacht mit Beten und Fasten und Wachen und anderer guter Uebung, weshalb ihn sein Abt zum Priester weihte. Seine Aelttern hätten zwar lieber einen Weltmann aus ihm gemacht und suchten ihn durch allerlei Zusprüche und Vorpiegelungen von seinem Vorhaben abzubringen, allein Kilians Sinn stand einzig nach dem Himmel.

Eines Tages las er in der h. Schrift, und da er zu den Worten kam: „Wer mir nachfolgen will, verlänge sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach:“ dachte er bei sich: „Ich will nach Weise meiner Landkente mein Kloster verlassen, und hinziehen gen Deutschland, und daselbst das Evangelium verkünden.“ Er machte sich sofort mit eif. Genossen und Schülern auf, und schiffte über das Meer nach Frankreich, und von da ging er nach Deutschland, und kam um das Jahr 686 in die Gegend, wo das Schloß Würzburg lag. Der Ort gefiel ihm, und er ließ sich an

den Ufern des Mainstusses nieder, Willens, die Heiden ringsum zu bekehren. Doch fand er für gut, zuerst nach Rom zu reisen, und vom Papste dazu Weisung und Vollmacht einzuholen. Papst Conon nahm Kilian freundlich auf, und lobte höchlich sein Vorhaben, und gab ihm Vollmacht, zu predigen. Darauf segnete er ihn, und entließ ihn.

Nun ging St. Kilian mit großem Eifer an sein Bekehrungswerk, und da er wieder gen Würzburg gekommen war, und die fränkische Sprache wohl erlernt hatte, predigte er also eindringlich, daß sich viele Heiden bekehrten und Buße thaten. Auch der Frankenherzog Gozbert ließ sich taufen und mit ihm viele Edeln und Vornehme, und das Reich Gottes wuchs und gedieh im Frankenlande. Kilian kam viel an des Herzogs Hof, und dieser mochte ihn wohl leiden; doch hatte er zum Leidwesen des Heiligen die Gemahlin seines Bruders, Geilane mit Namen, zur Frau, und wollte sie nicht lassen. Da sprach Kilian eines Tages gleich Johannes Baptista zum Herzog: „Mein Sohn, den ich Christo durch das Evangelium geboren, ich erfreue mich ob des Wachethums deines Glaubens; aber es ist Sünde, deines Bruders Frau zu haben. Ich fürchte, solches schadet deiner ewigen Seligkeit.“ Der Frankenherzog ging in sich und antwortete: „Ich habe Gott zu lieb Alles verlassen, dessen Besitz mir werth war. So will ich denn auch meine Gemahlin verlassen, so lieb sie mir ist, denn die Liebe zu meinem Gotte geht über Alles.“ Doch zog er zuvor mit seinen Mannen in das Feld.

Nicht also dachte Geilane; sie saßte einen glühenden Haß gegen St. Kilian, und da der Herzog im Kriege war, ließ sie zwei Schergen kommen und sprach zu ihnen: „Geht

hin in die Zelle des Bischofs Kilian, und ermerdet ihn und seine Genossen bei Nachtzeit, und begrabt sie in aller Stille. Gelingt Euch die That wohl, so werde ich Euch reichlich belohnen.“ Diese versprachen es. Während die Herzogin mit diesem Muthverf umging, schlief Kilian in seiner Zelle, und hatte einen Traum. Es erschien ihm nämlich ein Engel und sprach zu ihm: „Kilian stehe auf, du sollst nicht länger arbeiten. Zwar wirst du noch einen Kampf alhier streiten müssen, alsdann aber sollst du glorreich regieren.“ Kilian stand eilends auf, und weckte seine zwei Genossen und sprach zu ihnen: „Herzliebste Brüder! Der Herr wird bald kommen und pochen an unserer Thüre. Wir müssen Acht haben, daß er uns nicht schlafend finde. Wir wollen unsre Lampen mit Oel füllen, da es noch Zeit ist, auf daß es uns nicht daran gebreche wie den thörichten Jungfrauen.“

Als Solches die zwei Genossen gehört hatten, standen sie eilends auf, und knieten mit Kilian zum Gebete nieder. Gegen Mitternacht kamen die Mörder. Kilian gieng ihnen entgegen und sprach: „Freunde! wozu seid Ihr gekommen? Thut nach der Herzogin Willen, wir aber wollen sterben.“ Diese fielen alsbald über die Männer Gottes her, und tödteten sie, und machten ein Grab, und warfen ihre Leichname sammt der Priesterkleidung u. d. den heiligen Geräthen hinein, und bedekten Alles wohl zu.

Als der Herzog zurückkam, und nach Kilian fragte, antwortete Geilane: „Er ist sammt seinen Genossen auf eine Wallfahrt gegangen; und so blieb die Bluthat lange verborgen. Die Mörder aber plagte das Gewissen und der böse Gelub, daß sie die That eingestanden, und auf eine elende Weise starben. Auch Geilane, die Herzogin, fand

keine Ruhe, sondern fiel in Wuth und Raserei und schrie:
 „Kilian! wie verfolgst du mich, welch' Feuer zündest du an?“
 Nachgehends ist sie gleichfalls eines unseligen Todes gestorben.

Der Leichnam Kilians aber sowie die Leichen seiner
 Genossen wurden nachmals durch die Aussage einer Frau,
 mit Namen Burgunda, die zur Nachtzeit noch gebetet und
 aus dem nächsten Hause die Frevelthat mitangesehen hatte,
 aufgefunden. Aus Furcht vor der Herzogin hat sie das Ge-
 schehene erst auf dem Todbett entdeckt. Nun ruhen St. Ki-
 lians Gebeine in der Domkirche zu Würzburg, und er wird
 als Patron der Stadt und Apostel des Frankenlandes in
 hohen Ehren gehalten.

Der heilige Bonifacius, Apostel von Deutschland.

Der heilige Bonifacius wurde um das Jahr Christi 680 zu Kirtou, einer Stadt in der englischen Grafschaft Devonshire, geboren, und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Winfried. Schon als ein Knäblein von fünf Jahren hatte er eine große Liebe zu Gott, und den himmlischen Dingen in seinem Herzen, und betete andächtig. Als einmal fromme Ordensmänner in das Haus seiner Aeltern kamen, und lehrten und predigten, fand er solchen Gefallen an ihnen, daß er dergleichen ein Ordensmann zu werden begehrte. Doch sein Vater, der eher einen Kriegermann aus ihm machen wollte, dachte, die Lust des Knaben, ins Kloster zu gehen, wird wohl mit den Jahren vergehen, und suchte, ihn späterhin auf alle Weise von diesem Gedanken abzubringen. Es half indeß nichts, Winfried's Neigung, ein Ordensmann zu werden, wuchs von Tag zu Tag, und Vater und Sohn konnten sich in diesem Stücke nicht vereinigen. Da wird der Vater krank, und kam dem Tode nahe; während er so dalag, und über seine Sünden nachdachte, fiel es ihm in den Sinn, er

halte wohl gegen Gottes Willen seinen Sohn Winfried vom Klosterleben ab, und müße deshalb krank darniederliegen, und zuletzt gar sterben. Darum beschloß er, fürder demselben keinen Zwang mehr anzuthun, ihn vielmehr seines Herzens Neigung folgen zu lassen. Er wurde wieder gesund, und Winfried durfte zu seiner Freude in's Kloster gehen. Die Aeltern brachten ihn sofort zu dem heiligen Abte Wolphard, der dem Kloster Greter vorstand, und empfahlen ihren lieben Sohn seiner Zucht und Leitung. Winfried gehorchte in allen Stücken willig und gern seinen Obern, und studirte fleißig die Grammatik, und betete und betrachtete, und that gleich einem guten Ordensmann, wiewohl er noch keiner war. Als er hier dreizehn Jahre zugebracht hatte, wurde er in das Kloster Rutell geschickt, woselbst der berühmte Abt Winbert ihn in der Dichtkunst und Redekunst und Geschichte, sowie in der Auslegung der heiligen Schrift unterrichtete. Winfried ließ sich das Studiren dieser Künste und Wissenschaften also angelegen sein, daß ihn der Abt bald selbst zum Lehrer bestellte, und andere unterweisen hieß, was er denn auch mit großem Fleiß und Eifer that. Nun war er seines Alters dreißig Jahre, und wurde von dem Abte zum Priester geweiht. Er versah dies heilige Amt mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit, predigte und spendete die heiligen Sacramente aus, und seine Obern, welche Winfrieds Tugend und Weisheit wohl kannten, schickten ihn bald hierhin bald dorthin, schwere und wichtige Geschäfte auszuführen. So reiste er einmal im Auftrage des Erzbischofes von Canterbury und des Königs Ina, und wußte das ihm aufgetragene Werk, welches sehr schwierig war, also klug und weise zu vollbringen, daß beide ihn höchlich ehrten und schätzten.

Er hätte nach all' diesem nun wohl eine hohe Ehrenstelle in England erhalten können, allein sein Sinn stand nach etwas ganz Anderm. Wenn er nämlich oft in seiner Zelle war, und an Gott und die himmlischen Dinge dachte, kam ihm auch der Gedanke: „Es sitzen noch viele Völker in Nacht und Todeschatten, und beten Götzenbilder an, und sind nicht getauft, und wissen nichts von Gott und seinem Sohne Jesus Christus.“ Dieser Gedanke schmerzte ihn Tag und Nacht, und er erwog in seinem Gemüthe, daß schon manche fromme Heißboten von England aus nach Deutschland gezogen seien, daselbst das Evangelium zu verkünden; es erwachte in ihm sofort der heilige Entschluß, zu den armen deutschen Völkern über das Meer zu fahren, und zu thun, wie seine Landesleute und Standesgenossen. Zuerst fragte er, wie es seine Gewohnheit war, den lieben Gott um Rath, und befehle, und da seine Ehnfucht und sein heiliges Streben dadurch eher zu- denn abnahm, ging er zu dem Abte des Klosters, und that ihm seinen Entschluß kund. Der Abt fand solchen löblich und gut, und gab ihm die Erlaubniß, als Apostel nach den deutschen Landen zu ziehen. Wulfried nahm nun einige Brüder, und stieg in ein Schiff, und fuhr zuerst nach Friesland, um hier den Ungläubigen das Evangelium zu verkünden. Es war im Jahr 716. Als er an das Land gestiegen war, fing er an, das Evangelium zu predigen, und kam bis nach Utrecht, der Hauptstadt des Landes. Allein der König Radbot wollte nichts von dem Gott der Christen wissen, ließ also auch Wulfried nicht weiter predigen, und überdies war in dem Lande ein Krieg, den der König mit dem tapfern Karl Martell vom Frankenreiche führte. So mußte Wulfried wieder, ohne seinen heiligen

Entschluß ausführen zu können, an das Meeresufer zurück, und er bestieg ein Schiff und fuhr heim nach Rutcell. Als er in dem Kloster angekommen war, starb Winbert der Abt, und die Mönche wählten einstimmig Winfried zu ihrem Obern. Doch er weigerte sich standhaft, die Stelle anzunehmen, und bat die Mönche, einen andern Abt zu wählen, indem er von Gott den Beruf habe, den Ungläubigen das Evangelium zu verkünden. Sie bezeugten keine große Lust dazu, und erst durch den Bischof Daniel von Winchester brachte er es dahin, daß ein anderer statt seiner zum Abt erwählt wurde. Er verweilte nun noch zwei Jahre in England, und bereitete sich aufs neue vor, um als Apostel unter fremde Völker zu gehen, denn wenn auch seine Reise nach Friesland ohne Erfolg gewesen, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, auf einer zweiten Bekehrungstreife mehr zu wirken. Er fand aber für gut, nicht gerade wieder nach Deutschland, sondern vorerst nach Rom zum Papste zu gehen, und sich daselbst Kraft und Vollmacht zum Missionswerke zu holen; daher verlangte er von seinem Bischofe ein Schreiben an den Papst, und als er es erhalten, verabschiedete er sich von seinen Klosterbrüdern, und schiffte mit mehreren Genossen gen Rom. Der Papst Gregor II. hatte eine große Freude an dem Vorhaben des frommen Mönchs, und las das Schreiben des Bischofs Daniel, und versprach, ihm in allen Stücken an die Hand zu gehen, nur möchte er vorher den Winter abwarten, der in Deutschland wohl rauh und hart sei, und sich im Frühjahr auf den Weg machen nach Deutschland. Inzwischen besprach er sich öfters mit Winfried über das Bekehrungswerk, wie er solches anzugehen habe, und als die rechte Zeit kam, gab er ihm Empfehlungsschreiben an die

Hürsten, durch deren Länder er kam, und Reliquien, und ermahnte ihn, den Erfolg seiner Sendung nach Rom fleißig zu berichten. Dann segnete er ihn, und ließ ihn ziehen. Also ausgerüstet machte sich Winfried auf den Weg, und reiste durch die Lombardei und über das Alpengebirge nach Valern, und von hier aus nach Thüringen, woselbst er sein Bekehrungsgeschäft anfang. Doch da sah es traurig aus; zwar lebten Christen in dieser Gegend, aber durch den Umgang, welchen sie mit den Heiden pflegten, hatten unter ihnen Glaube und Zucht und Sitte abgenommen. Die Bischöfe und die Priester führten meist einen schlechten Lebenswandel, und der Adel und das Volk thaten es ihnen nach. Winfried predigte deshalb mit großem Eifer, und ermahnte Geistliche und Weltliche zur Umkehr und zur Buße. Viele änderten ihren Wandel, und auch Heiden ließen sich nicht wenige taufen. Während er hier mit Predigen und Tausen beschäftigt war, wurde ihm aus Friesland Meldung gethan, König Rabbot sei gestorben, und Karl Martell, der indessen Herr von Friesland geworden, gestatte die Predigt des heil. Evangeliums gerne, worauf Winfried Thüringen verließ, und zu den Friesen ging. Er begab sich wiederum nach Utrecht, und traf hier den heiligen Erzbischof Willibrord an, der längst vor ihm England verlassen hatte, um das Evangelium zu predigen. Dieser war ein ehrwürdiger Greis, und von sanften Sitten; er nahm Winfried freundlich auf, und unterwies ihn im Bekehrungsgeschäfte, und beide blieben drei Jahre beisammen, und predigten und taufte, und lebten in Eintracht und Gottseligkeit. Da Willibrord den Eifer und die Frömmigkeit des Winfried sah, sprach er zu ihm: „Winfried, die Tage meines Lebens neigen sich ihrem Ende zu,

und ich werde allgemach hinfällig, bleibe bei mir und werde mein Nachfolger.“ Wulfried aber, der lieber dem Missionsgeschäfte obliegen wollte, sprach, er müsse dem Willen des Papstes zufolge gen Osten ziehen, und daselbst den deutschen Völkern das Evangelium verkünden. Darauf bat er Willibrod nun seinen Segen, und zog im Frieden hinweg von ihm aus Friedland zu den Hesen. Auf dem Wege dahinehrte er in einem Kloster bei Trier ein, und aß bei der Abtissin Adula zu Mittag. Während des Essens mußte Gregor, der vierzehnjährige Enkel der Abtissin, auch der heil. Schrift vorlesen. Bonifazius sprach am Ende zu ihm: „Gregor, du hast wohl und gut gelesen; kannst du nun aber auch das, was du gelesen, in deutscher Sprache erzählen.“ Als solches Gregor nicht vermochte, hielt Bonifazius eine so schöne Predigt über die Worte der heil. Schrift, daß Gregor von nun an bei Bonifazius blieb und sein Schüler wurde. Als er nach Amöneburg gekommen war, traf er hier zwei Fürsten Dettic und Dierolf; beide waren Brüder und getauft, beteten aber Götzen an. Wulfried predigte nun von dem allein wahren Gotte und von seinem Sohne Jesus Christus, und bekehrte die zwei Fürsten nebst vielem Volke. Diese gewannen den Gottesmann lieb, und schenkten ihm ein großes Grundstück, auf dem er sein erstes Kloster gründete. Nach diesem begab er sich an die Gränze von Sachsen, wo noch Heiden allenthalben lebten, und taufte viele Tausende. Zu gleicher Zeit schrieb er einen Brief an den Papst Gregor, worin er ihm meldete, wie er mit Gottes Hülfe nun schon viele Heiden zum wahren Glauben bekehrte, und irrende Christen auf den rechten Weg zurückgebracht habe; auch bat er ihn darum um Rath in schweren und zweifelhaften Fällen.

Einer seiner Mitarbeiter und Genossen mußte das Schreiben überbringen. Der Papst las dasselbe mit großer Begierde, und freute sich höchlich ob den guten Nachrichten, und pries und lobte Gott. Desgleichen lud er Winfried ein, er möge doch recht bald zu ihm nach Rom kommen. Winfried gehorchte sogleich, und reiste mit mehreren Genossen dahin. Gregor empfing ihn mit großen Ehren, prüfte seinen Glauben, und sagte ihm, er sei Willens, ihn zum Bischof für die neuen christlichen Gemeinden zu weihen. Am Sankt Andreadstage des Jahres 723 vollzog er sofort die Weihe, und gab Winfried den Namen Bonifazius, den er fortan beständig führte. Zugleich mußte Bonifazius dem Papste den üblichen Eid ablegen, daß er den katholischen Glauben in seiner Reinheit lehren, und in der Kirchengemeinschaft mit dem Papste verharren, und die Kirchengesetze halten, und Alles, was dagegen wäre, meiden und hindern wolle. Bonifazius that dies schriftlich, und das Dokument wurde auf das Grab des heiligen Petrus niedergelegt.

Hernach gab ihm der Papst eine Sammlung von Kirchengesetzen, nach denen er seinen neuen Sprengel leiten und regeln sollte, und händigte ihm viele Schreiben ein, eines an Karl Martell, andere an sonstige Fürsten und Vornehme, wieder andere an die heidnischen Völker, die er liebevoll ermahnte, auf Bonifazius zu hören, und ihn wohl aufzunehmen. Zuletzt ertheilte er ihm seinen Segen, und entließ ihn.

Bonifazius reiste wieder zurück, und übergab seine Schreiben, die wohl und gut aufgenommen wurden, und schlug darauf den Weg nach Hessen ein, um die Neubefehrten im Glauben zu stärken, und die noch Ungläubigen zu taufen. Doch wollten seine Predigten nicht also Früchte tragen, wie

er es wünschte. Denn in Oberhessen, unweit Fritzlar, bei dem Dorfe Weidmar stand eine uralte, große Eiche, welche das Volk abgöttisch verehrte und die Donnerreiche nannte; so lange diese stand, glaubte es seinen Worten nicht. Da faßte Bonifazius den Entschluß, sie umzuhaueu, und er und seine Gefährten nahmen Aerte, und gingen an den Ort, wo die Eiche stand. Viel Volk lief nach, und stand schweigend umher, denn alle wäuheten, der Gott, der in der Eiche wohne, werde den Bonifazius sogleich auf das Schrecklichste strafen, sobald er es wage, an sein Heiligthum frevelhaft Hand anzulegen. Doch Bonifazius schwang die Art, und schlug auf die Eiche, und nach wenigen Streichen stürzte sie vierfach gespalten zusammen. Da wunderte sich das Volk der Hessen, mit als es Bonifazius wohl und unverehrt neben der Eiche stehen sah, hielt es nichts mehr auf den Donnergott, sondern bekehrte sich zu dem wahren Gott, der Himmel und Erde und Alles, was darauf ist, erschaffen hat. Der heilige Bischof aber ließ aus dem Holze der Eiche eine Kapelle bauen, welche er dem heiligen Apostel Petrus weihte.

Voll Freude über sein Gelingen, nahm er nun wieder seinen Stab, und pilgerte von Hessen nach Thüringen. Auch hier gab es viel Arbeit und Mühe, denn es waren eben die heidnischen Sachsen im Lande gewesen, und hatten viel zeitlichen und geistlichen Schaden angerichtet. Bonifazius half nun überall, wo es fehlte, so daß es bald besser wurde; auch schrieb er nach England, es möchten doch Mönche und Nonnen kommen, und ihm arbeiten helfen. Es kamen sofort der h. Kullus, und der h. Burchard, und die h. Walburgis, und andere, welche er theils mit sich nahm auf seinen Reisen, theils den Kirchen und Klöstern vorsezte, die er hatte bauen

lassen, als: die Nonnenklöster Kitzingen, Ochsenfurth, Bischofs-
helm, die Kirche zu Altenberg am Thüringer Walde, die
Stiftskirche der h. Jungfrau zu Erfurt. Mittlerweile war
Papst Gregor II. mit Tod abgegangen, und ein anderer unter
dem Namen Gregor III. sein Nachfolger geworden. Bonifa-
zjus hatte diese Nachricht nicht sobald erfahren, als er Gei-
stliche nach Rom schickte, und dem Papste Meldung that, daß
er auch ihm gleich seinem Vorfahr mit Treue und Gehorsam
dienen wolle; desgleichen ging er ihn um seinen weisen Rath
an in den schweren Geschäften, deren es viele in Deutschland
gab. Der neue Papst empfing die Abgesandten mit hohen
Ehren, und sagte ihnen, wie er, gleich seinem Vorfahr, Boni-
fazjus liebe und hoch halte, und ernannte ihn zum Erzbischof
von Deutschland, und gab ihm Vollmacht, neue Bisthümer
zu errichten, und die Bischöfe zu weihen. Bei ihrem Abgang
erhielten die Gesandten Briefe vom Papst an Bonifazjus und
ein Pallium, das derselbe beim Gottesdienst und bei der
Weihe der Bischöfe fortan als Zeichen seiner erzbischöflichen
Würde tragen sollte. So ausgestattet kehrten sie wieder nach
Deutschland zurück, um von allem Meldung zu thun, und
das Mitgegebene zu überbringen. Dadurch in seinem Herzen
erfreut und gestärkt, reiste Bonifazjus im Jahre 738 zum
drittenmal nach Rom. Er nahm seinen Weg durch Baiern,
woselbst er gar Manches in Ordnung brachte, und kam wohl-
behalten in dieser Stadt an, und blieb da durch ein ganzes
Jahr. Während dieser Zeit kam er oft zum Papste, und
besprach sich mit ihm, und kehrte im Jahr 739 wieder zurück
nach Baiern, wohin ihn der Herzog Odilo hatte einladen
lassen. Er blieb lange hier, und stiftete mit Gutheißung des
Papstes die Bisthümer Passau und Regensburg, die von

Salzburg und Freisingen aber ordnete und regelte er aufs Neue. Auch hielt er Synoden, worauf er die Geistlichen ermahnte, einen guten Wandel zu führen, und fleißig in den heiligen Schriften zu lesen, und gute Gemeinschaft zu haben. Bald war er an diesem, bald an jenem Orte, und sifstete die Bisthümer Eichstädt und Würzburg und Buraburg und Erfurt; auch legte er den Grund zum Kloster Fulda. Auf diesen Reisen geschah es, daß er zwei Betrüger antraf, welche das Unkraut der Ketzerei in den guten Samen auszustreuen suchten, den Bonifazius in den deutschen Landen gesäet. Der eine hieß Adalbert, und war von Geburt ein Franke, der andere hieß Clemens, und war ein Schottländer. Sie gaben vor, als könnten sie Wunder thun, und lehrten Irriges und Böses. Doch Bonifazius versammelte seine Bischöfe, und hielt Gericht über sie, und machte ihrem Unwesen ein Ende. Der Papst Zacharias, dem dieses auch berichtet wurde, denn Papst Gregor III. war indessen gleichfalls gestorben, gab seine Zustimmung, und ernannte den Bonifazius zum Erzbischof von Mainz mit der Weisung, wohl für die reine Lehre allenthalben zu wachen. So hatte er jetzt dreizehn Bisthümer unter sich, als: Chur, Constanz, Straßburg, Speier, Worms, Köln, Utrecht, Lüttich, Würzburg, Buraburg, Eichstädt, Erfurt und Augsburg, und alle wurden gewissenhaft verwaltet, so daß Gottes Reich gedieh, und wer vor dreißig Jahren nach Deutschland gekommen war und sah, wie es damals war, und jetzt wieder kam, der mußte Gott loben und preisen ob dem, was er durch seinen Diener Bonifazius in dieser Frist vollbracht.

Nachdem also Bonifaz Alles in Deutschland zu Gottes Ehre wohl bestellt hatte, mußte er auch über den Rhein

hinüber in das Reich der Franken, daselbst die Kirche zu ordnen. Er erhielt zu diesem Ende von den Söhnen des Karl Martellus, der inzwischen gestorben war, Karlmann und Pipin dem Kleinen, eine Einladung. Bonifazius leistete Folge, und ging hin, und hielt Synoden, und setzte Bischöfe ab und ein, je nachdem er es für nöthig ersah, und brachte auch hier Zucht und Sitte unter Geistliche und Weltliche, Priester und Volk. Zuletzt salbte er, im Auftrag des Papstes Zacharias, Pipin den Kleinen feierlich zum König der Franken, worauf ihm dieser seinen besondern Schutz und Beistand verhieß in allen Angelegenheiten.

Nebenbei vergaß aber Bonifazius sein Vaterland auch nicht. Er schrieb dahin viele Briefe, und ermahnte seine Landesleute und Standesgenossen, ein gutes und frommes Leben zu führen und der Ewigkeit eingedenk zu sein. So schrieb er an den Erzbischof von Canterbury: „Laßt uns kämpfen für die Sache Gottes in diesen Tagen der Bedrängniß und der Trübsal. Wenn es der Wille des Herrn ist, so laßt uns für die heiligen Gesetze sterben, damit wir mit ihnen auch gelangen zur ewigen Erbschaft. Seien wir keine stummen Hunde, keine schlafenden Wächter und Miethlinge, die beim Anblick des Wolfes fliehen, sondern seien wir vielmehr wachsame Hirten, die stets auf der Hut sind. Laßt uns predigen den Großen und den Kleinen, den Reichen und den Armen, allen Personen jeglichen Alters und Standes zur gelegenen und ungelegenen Zeit.“ Ja sogar an den König Ethelbald von Mercia schrieb er, als er vernahm, daß solcher ein unreines und unheiliges Leben führe und ein Aecht der Leidenschaften sei. Er schreibt: „König! denke daran, wie schändlich es für dich ist, unter der Tyrannei einer thierischen Leidenschaft zu

stehen, und durch solche Schändlichkeiten einen Gott zu beleidigen, der dir die Herrschaft über ein so mächtiges Volk gegeben hat. Erbarme dich deiner Seele und der Seelen deiner Unterthanen, für die du einstens Rechenschaft ablegen mußt!“

Also schrieb Bonifazius an den König. Dieser aber bekehrte sich, und that Buße, und stiftete Klöster, und liebte die Kirche Gottes.

Nun aber empfand Bonifazius allgemach die Gebrechen des Alters, und daß seiner Tage Ende herbeikomme. Er schrieb deshalb an den Papst Zacharias, und bat ihn, einen Andern statt seiner zum Erzbischof weihen zu dürfen, da er bereits betagt und schwach am Körper sei. Allein der Papst willigte nicht ein, sondern gab ihm zur Antwort, er möge fernerhin Erzbischof in Mainz bleiben, damit an ihm erfüllt würden die Worte des Herrn: „Wer ausharrt bis an's Ende, der wird selig.“ Wisse er indessen einen langlichen Nachfolger, so könne dieser einstweilen ihm im Kirchendienste behülflich sein. Bonifazius wählte nun unter seinen Schülern und Mitarbeitern seinen Landsmann Lullus, der ihm bereits durch zwanzig Jahre mit Treue und Ergebung gedient hatte. Hierauf ging er in das Kloster Fulda, das er sehr liebte, und wo er gerne war, und pflegte seine Gesundheit, und brachte eine Zeit lang in Gebet und Betrachtung zu. Dergleichen trug er Sorge, daß es auch nach seinem Tode nicht an fleißigen Glaubensboten und guten Priestern fehle. Da hörte er, daß in Friesland der heidnische Glaube wieder wachse, zumal seitdem Willibrord daselbst das Zeitliche gesegnet, und er beschloß, nachdem sich seine Gesundheit wieder gebessert hatte, in dieses Land zu ziehen. Als er mit seinen

Genossen von Fulda wegzog, ward sein Herz sehr betrübt, und er sprach zu Lullus: „Die Zeit meines Todes naht heran. Vollende den Bau der Kirche in Thüringen, den ich bereits angefangen habe; rüste dich mit Kraft zur Belehrung der Völker; vollende die Kirche von Fulda, und dann lasse mich dort begraben.“ Hierauf gab er Lullus, der heftig weinte, den Segen, und wanderte dem Rheinstrome zu. Dort bestieg er mit seinen Genossen ein Schiff, und fuhr den Fluß hinab nach den entlegensten Küsten von Friesland. Dasselbst stieg er an's Land, und durchzog es, und predigte, und taufte eine große Anzahl Männer, und Frauen, und Kinder. Am Vorabende des heiligen Pfingstfestes wollte er den Neubekehrten die Firmung ertheilen, und zwar am Flusse Burda unweit dem Orte Dodingen, auf freiem Felde, da nicht Alle in der Kirche Raum fanden. Er betete früh Morgens in seinem Zelte, und harrte auf die Firmlinge. Da vernahm er vor dem Zelte großes Geräusch, und in der Meinung, sie wären es, ging er hin aus. Aber anstatt heiliger Lieder hörte er Pöbelgeschrei, und er sah feindliche Friesen, die um das Zelt her standen, Willens, mit Schilden und Waffen drauf loszustürmen. Die Diener und Genossen des Bonifazius sprachen zu ihm: „Wißt du, daß wir uns zur Wehr setzen?“ Er aber sprach: „Die heilige Schrift gebet uns, Böses nicht mit Bösem zu vergelten; der Tag, den ich schon längst erwartete, ist gekommen. Hoffet auf Gott, und Er wird eure Seelen retten!“ Nun wartete er, das Evangelienbuch in der Hand, ruhig, was geschehen würde, und ermahnte fortwährend die Seinen, dem Tode mit Freude entgegenzuschauen. Die Friesen aber fielen alsbald über sie her, und erschlugen den heiligen Bonifazius mit den Seinen. Es war

im Jahr 755, und Bonifazius zählte 75 Jahre. Darauf plünderten sie das Zelt des heiligen Erzbischofs, fanden aber nichts als fromme Bücher, und heilige Reliquien, die sie umherstreuten, und in den Gräben und Sümpfen verbargen. Als die Christen den Tod des heiligen Mannes erfuhren, kamen sie, und trugen den Leichnam nach der Stadt Utrecht, dann führten sie ihn den Rhein hinauf nach Mainz, und zuletzt nach Kloster Fulda, woselbst er bei Lebzeiten wollte begraben liegen. Der heilige Lullus, sein liebster Schüler und Jünger, ließ ihn unter vielem Weinen und Wehklagen in der Kirche daselbst beisetzen. Am Grabe war in der Folge viel Leid, und viel Freud. Großes Leid trugen vor Allen seine Schüler, als: Lullus der Erzbischof, dann der h. Wigbert, der h. Burkhard, Bischof von Würzburg, der h. Brunibald, der h. Willibald, Bischof von Eichstädt, der h. Sturm, und der h. Gregor; unter den Frauen die h. Rioba, die h. Thessa, die h. Walburgis, die h. Chunibild, die h. Brathgilt, und die h. Chunitrud.

Freud war aber auch allda, indem viele Zeichen und Wunder geschahen, und Vielen von zeitlichen und ewigen Uebeln geholfen wurde.

Das h. Evangelienbuch, das Bonifazius bei seinem Märtyrertode in der Hand hielt, und das von seinem Blute besetzt ist, kann man noch heutzutage sehen; wir aber verdanken ihm nächst Gott, daß wir Christen sind, und daß wir in einem christlichen Lande leben, und wollen stets eingedenk sein des Befehrs und Apostels unsers lieben deutschen Vaterlandes.

Der heilige Willibald,

Bischof von Eichstädt.

Der heilige Willibald ist in England von königlichen Aeltern geboren worden. Sein Vater hieß Richard, und war ein heiligmäßiger Mann, dergleichen war seine Frau Mutter eine fromme, göttesfürchtige Frau; er hatte auch noch einen Bruder, der Wunibald hieß, und ein Schwesterlein, mit Namen Walburgis. Der h. Bonifazius aber war sein Vetter.

Als Willibald seines Alters drei Jahre zählte, wurde er bis zum Sterben krank. Die Aeltern betrübten sich herzlich ob dem elenden Zustande ihres lieben Söhnleins, und da kein Mittel anschlagen wollte, nahmen sie das Kind, und trugen es unter ein Kreuz, das nicht weit von ihrer Wohnung auf einem freien Plage stand, und knieten da nieder, und beteten: „Lieber Herr Jesu Christe, wir bitten Dich bei Deinem bitterm Leiden und Sterben, und bei Deinen heiligen fünf Wunden, laß doch unser liebes Söhnlein wieder gesund werden. Wir wollen es alsdann gänglich Deinem Dienste weihen.“

Der Herr Jesus erhörte ihr Gebet, und Willibald ward wieder gesund. Solches bewegte die frommen Eheleute, daß sie das Knäblein mit aller Sorgfalt erzogen, und, als es fünf Jahre alt war, in das Kloster Balthem brachten, dem dazumal der Abt Egball vorstand. Willibald weinte zwar sehr, als die Aeltern wieder Abschied nahmen, und nach Hause reisten, doch bald gefiel es ihm in dem Kloster, und da er zur Vernunft kam, fing er an, fleißig zu lernen und noch fleißiger zu beten. Mit jedem Jahre nahm er an Weisheit und Frömmigkeit, und schon frühe wußte er alle Psalmen auswendig, auch las er oft in der Väter Historien, aus denen er viele heiligen Lehren und schöne Sprüche sammelte, gleichwie ein Vieulein Honig aus den Blumen sammelt. Zugleich lastete er sich, um die Eitelkeit der Welt und das Fleisch samt seinen Lüsten, und den Satan mit seinen Eingebungen zu überwinden. Als er sich auf diese Weise in jeglicher Tugend geübt hatte, und in der Gottseligkeit erstarkt war, reiste er wieder zu seinen Eltern nach Haus, und sagte ihnen, er wäre nun Willens, sein Geburtsland zu verlassen, und eine Wallfahrt nach Rom zu machen. König Richard gestattete ihm solches nicht allein, sondern versprach, selbst mit ihm zu ziehen; auch Wunibald, der andere Bruder, wollte mitreisen, indeß die Mutter und die Schwester Walburgis zu Hause blieben. Nachdem sie Abschied genommen, und viele Jähren vergossen hatten, stiegen sie zu Schiffe. Da der Wind gut und das Wetter hell war, gelangten sie bald nach Frankreich, woselbst sie ausstiegen, und zu Fuß weiter reisten. Allenthalben, wo eine berühmte Kirche war, hielten sie stille, und gingen hinein, um zu beten, so daß alle Gläubigen, welche die frommen Pilgerleute sahen, sehr da-

von erbaut wurden; auf den Wegen und Straßen beteten sie laut miteinander, oder sangen Psalmen und heilige Lieder. Also kamen sie bis nach Lucca in Toscana, und wollten, voll Begierde und Sehnsucht, die Gräber der heiligen Apostel zu sehen, die Straße nach Rom einschlagen. Da ward aber König Richard, der Vater, tödtlich krank. Die Söhne versorgten ihn auf alle Weise, und hofften, er werde wohl wieder gesund werden. Doch sein letztes Stündlein war gekommen, und, da er starb, sprach er: „Lieben Söhne! Seht da, auch der Könige Leib wird der Würmer Speise! Flieht der Welt Ehre und Lust, und sucht, den Himmel zu gewinnen. Wenn ich werde gestorben sein, so begrabt meinen Leib, und seid eingebeugt meiner Seele im Gebet!“ Darauf starb er, und sie begruben ihn in der Kirche zu Sankt Fribian, wo er nachmals als Heiliger verehrt wurde, und zogen ihren Weg weiter gen Rom. Als sie in dieser Stadt angekommen waren, besuchten sie die Gräber der h. Apostel Petrus und Paulus, und viele andere Orte, und beteten allda mit großer Andacht. Doch wurden auch hier die beiden Brüder krank, und mußten viel Schmerzen erdulden, welche sie indeß geduldig und mit Ergebung in den göttlichen Willen litten. Gott schenkte ihnen ihre Gesundheit wieder, worauf sie von einander Abschied nahmen, denn Bünibald mußte wieder zurück nach England, Willibald aber trug ein großes Verlangen in seinem Herzen, nach dem geliebten Lande zu reisen. In dieser Absicht verließ er Rom, und begab sich mit zwei Edelkenten, welche gleichfalls dahin pilgern wollten, nach Neapel. Von hier aus schifften sie nach der Insel Sizilien hinüber, woselbst sie in der Stadt Catania die Reliquien der h. Agatha besuchten, und nun eine

glückliche Meeresfahrt hatten. Hierauf gingen sie wieder zu Schiffen, um nach Asien überzufahren. Während dieser ganzen Zeit genossen sie nur Brod und Wasser, und schliefen auf dem Boden des Schiffes. Als sie nach manchen Mühsalen zu Ephesus in Kleinasien angekommen waren, besuchten sie die Kirche des h. Apostels Johannes, der in dieser Stadt einst gepredigt hatte, und auch darin gestorben war. Sie gedachten seiner großen Liebe zu unserem Herrn Jesus Christus, und besahen sich seiner Fürbitte. Von hier aus reisten sie weiter nach Patara in Lycien, und da es mittlerweile Winter geworden, nahmen sie hier Herberge, und warteten unter Beten und Betrachten die gute Jahreszeit ab. Sobald die Oelbäume wieder zu grünen anfangen, und der Palmbaum aus schlägt, fuhren sie nach der Insel Cypern; auch hier verweilten sie eine Zeit lang, theils in der Stadt Paphos, theils in Constantia, woselbst sie das Grab des h. Kirchenlehrers Epiphanius besuchten, um neuen Muth und neue Kraft auf ihrer Pilgerreise alldhier zu erbitten. Solche konnten sie auch wohl brauchen; denn als sie zu Emesa in Phönizien ankamen, und nun nicht mehr weit nach Jerusalem hatten, wurden sie von den Sarazenen gefangen genommen. Sie sagten zwar, daß sie arme Pilgersleute wären, und nach Jerusalem reisen wollten, allein die Sarazenen riefen: „Ihr seid Kundschafter, das Land auszuspähen,“ und schlossen sie mit Ketten an Händen und Füßen, und warfen sie in den Kerker. Hier lagen sie nun betrübt und traurig, ohne zu wissen, was ihr Loos und Schicksal sein möchte, und ob sie zum heiligen Grabe noch gelangen dürften, oder nicht. Doch vergaßen sie nicht, in ihrer Trübsal zum Herrn zu sehen, und seinen Beistand anzurufen.

Da wurde nach einiger Zeit die Thüre ihres Kerkers geöffnet, und ein schöner Jüngling trat mit Speis und Trank herein, und grüßte sie freundlich, und sprach: „Ich bin der Sohn eines christlichen Kaufmanns in dieser Stadt; mein Vater hat von Eurem Glende gehört, und schickt mich her, Euch mit Speise und Trank zu erquicken. Er hat auch bei den Sarazenen gebeten, sie möchten Euch die Freiheit schenken, allein, da sie Euch für Kundschafter halten, die gekommen, das Land auszuspähen, so willigten sie nicht in seine Bitte. Ihr könnt indeß mit mir aus dem Kerker heraus auf den Markt und in die Kirche gehen, sientmal ich Bürgschaft für Euch geleistet habe. Esset, und dann folget mir.“ Die Pilger waren ob dieser Nachricht höchlich erfreut, und dankten dem Jüngling und aßen, und gingen dann mit ihm aus dem Kerker in die Kirche, wo sie Gott dankten, und ihn bat, er möge sie doch bis zum Grabe seines geliebten Sohnes Jesu Christi gelangen lassen. Der Jüngling kam nun alle Mittwoche und Samstage, und brachte ihnen Speisen, und führte sie aus dem Kerker. Da sie jedesmal zur bestimmten Stunde über den Marktplatz geführt wurden, versammelten sich daselbst immer viele Leute, die fremden Pilger, welche noch sehr jung und sehr schön waren, zu sehen, und trugen großes Mitleid mit ihnen. Den Kaufmann aber und seinen Sohn bewunderten sie wegen seiner Liebe und seiner Milthätigkeit. Davon hörte denn auch ein vornehmer Spanier, der zu Omesa lebte, und bei dem Chalifen des Landes wohl daran war; er bemitleidete gleichfalls die jungen Pilger, ließ es aber nicht bei den bloßen Worten, sondern schrieb an den Chalifen einen Brief, in dem er für sie um Gnade flehte. Der Chalif gestattete seine Bitte, und

nun ließ er den Pilgern sagen, Sie seien frei, und möchten gehen, wohin sie wollten. Da jubelten die drei Wallfahrer laut, und dankten dem Kaufmann und seinem Sohne, und dem vornehmen Spanier, und versprachen, für sie in Jerusalem zu beten, und machten sich eilig auf den Weg. Die Sonne schien sehr heiß, und der Boden war trocken und glühend; aber die Liebe in ihrem Herzen war heißer als die Sonne und ihr Brand; sie scheuten keine Mühe, noch Anstrengung. Wenn sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter gehen konnten, ruhten sie in dem Schatten eines Palmbaums oder Delbaums aus, und tranken Wasser aus einem Brunnen, und genossen Früchte. Also kamen sie nach Palästina. Sie gingen aber nun nicht geraden Wegs nach Jerusalem, sondern beschloßen, unserm lieben Herrn und Heilande auf den Wegen nachzugehen, die er von der Krippe bis an das Kreuz durch seine Wüste geheiligt hat. Sie begaben sich daher zuerst nach Nazareth, wo der Engel Gabriel unserer lieben Frau den Gruß gebracht hat, und das Kind Jesus seinem Nährvater Joseph getreulich dereinst beim Handwerke half. Die frommen Pilger gedachten hier der göttlichen Geheimnisse und Erbarmungen, und vergaßen beim Anblicke des Ortes häufige Zähren. Hierauf giengen sie nach Bethlehem, woselbst das liebe Jesuskind bei Nacht und Kälte zum Heil der Welt geboren ward, und in dem armseligen Kripplein lag, und zu seiner Wohnung nur einen Stall, und zu seinem Bettlein nur Heu und Stroh hatte.

Als sie hier Alles wohl betrachtet, und in ihrem Herzen erwogen hatten, machten sie sich auf, und gingen nach Aegypten. Der Weg dahin war weit und beschwerlich, aber die Pilger sprachen zu einander: „Ruhete doch auch das süße Jesuskind

bei Nacht und Wind in das fremde Land fliehen unserer Sünden wegen, kommt, wir wollen ihm zu liebe den weiten Weg und der Reise Mühsal nicht scheuen, nachdem es aus Liebe für uns zuvor so viel gethan." Hierauf kehrten sie wieder nach Nazareth zurück, und gingen nach Kana, wo der Herr das erste Wunder gethan und dann nach Kaphernaum, wo er des Hauptmanns Knecht wieder gesund gemacht hatte. Nun erst traten sie den Weg nach Jerusalem an. Als sie die heilige Stadt von Ferne sahen, warfen sie sich auf ihr Angesicht nieder und beteten lange, und daselbst angekommen, besuchten sie alle heiligen Orte mit Ehrfurcht und unsäglichlicher Andacht; insbesondere verweilten sie lange auf dem Oelberg und in dem Oelgarten, wo Jesu Christi bitteres Leiden begonnen hat; sie küßten inbrünstig die Stellen, da er in seiner Angst, kniete, und auf die sein Schweiß wie Blut herabtraun, und riefen: „O du heiliger Garten, o du barmherziger Gott!“ Dann stiegen sie auf den Calvarienberg, auf dem Jesus Christus für unsere Sünden mit unsäglichem Schmerzen litt und starb, und uns arme Würmlein von der ewigen Höllepein erlöste. Als sie oben waren, warfen sie sich hinwieder auf ihr Angesicht nieder, und umfaßten die Felssteine mit ihren Armen, und aus ihren Augen flossen Zähren, und sie sangen an vor übergroßem Herzeleid zu jammern und zu klagen, und riefen: „O, sei uns gegrüßt, du heiliger Calvarienberg! Auf dich floß das kostbare Blut unseres Gottes, du trugst sein Kreuz, und hast ihn daran hängen und leiden und sterben sehen. Du hast seine Seufzer und seine sieben heiligen Worte aus seinem sterbenden Munde gehört. Du hast gezittert und gebebt, und bist zersprungen vor Weh ob dem Weh deines Gottes. O blutiger Opferaltar, o glück-

seliger, o heiliger Berg sei uns tausendmal begrüßt!" Darauf drückten sie wieder ihre Lippen an die Felssteine, und küßten sie heiß und inbrünstig, und wollten sie fast erweichen mit ihren Zähren. Nun riefen sie wieder: „O mildester, o süßester Herr und Heiland Jesu Christe! O — was haben wir für steinharte Herzen, daß wir dich so wenig lieben, daß wir dich so gar nicht lieben? O, verzeih uns unsere Sünden und Nachlässigkeiten und schweren Beleidigungen, wir bitten dich bei deinem bittern Leiden am Stamme des heiligen Kreuzes allhier auf dem Calvarienberg, bei dem Augenblick, da deine gebenedeite Seele von deinem heiligen Leibe ist abgeschieden. Verzeihe, verzeihe!" Also trauerten und klagten sie, und konnten nicht abkommen, ob es schon Abend war, und die Sonne unterging; bald gingen sie, bald kamen sie wieder. Zuletzt besuchten sie noch das heilige Grab, woselbst sie hinwiederum große Klage führten, und heilsame Betrachtungen anstellten. Insbesondere gelobte hier Willibald aufs Neue, allen Ehren und Freuden der Welt Abschied zu geben, und des lieben Heilands Dornenkrone mehr zu lieben als seines Vaters königliche Krone, und seine Wohnung zu nehmen in des süßen Jesus seinen fünf heiligen Wunden. Er besuchte auch die vielen Einsiedler, welche um Jerusalem her wohnten, um von ihnen in der Gottseligkeit zu lernen, und sie in geistlichen Dingen zu berathen. Nun war es aber Zeit, wieder nach dem Abendlande zurückzukehren. Sie nahmen Abschied, und reisten ab, und kamen bis an die Seestadt Acre, von wo aus sie zu Schiffe gehen wollten. Doch hier erkrankte Willibald, und hatte viele Schmerzen zu leiden. Er gedachte indeß der Schmerzen seines lieben Heilands und freute sich, Geduld üben, und ihm zu Ehren leiden zu können.

Seine Gefährten pflegten ihn wohl, und gut, und sprachen ihm Muth und Trost zu. Willibald wurde wieder gesund, und schiffte sich nun mit seinen Genossen ein, und kam glücklich in Italien an, nachdem indeß sieben Jahre verfloßen waren.

Die Edelente zogen wieder weiter zu den Ihrigen, Willibald aber erwog in seinem Herzen, ob er nach England in seine Heimath zurückkehren oder in Welschland bleiben sollte. Er blieb, und beschloß, sich in das Benediktinerkloster zu Monte-Cassino zu begeben. Er stieg daher den Berg hinauf, und begehrte Einlaß. Die Mönche nahmen ihn gütlich auf, und alsbald war er einer der eifrigsten Religiosen, und trug nicht wenig dazu bei, daß die Regel des h. Benediktus von den Ordensbrüdern aufs strengste befolgt wurde.

Um zwei Uhr nach Mitternacht standen sie zum Gebete auf, darnach arbeiteten sie und beteten wieder. Mittags aßen sie Brod und Gemüse aus Erbsen oder Linsen, auch rohes Obst. Des Nachts ruhten sie auf einem harten Lager, und ihre Kleidung war rauh und ärmlich. Also lebte der h. Willibald, und ward wegen seines Eifers erst Sakristan, im zweiten Jahre Dekan oder Vorsteher von zehn Mönchen, und acht Jahre darnach versah er das Pförtneramt des Klosters.

Da kam er nach dieser Zeit einmal mit einem spanischen Ordensmanne, den er begleitete, von Montecassino aus nach Rom. Papst Gregor hörte von seiner Ankunft und sprach: „Rufet mir Willibald.“ Sie riefen ihn, und er ging zum Papste, der ihn freundlich aufnahm, und ihm gebot, von seiner Reise ins geliebte Land zu erzählen.

Willibald erzählte ausführlich, wie es ihm ergangen, und was er allda gehört und gesehen. Pabst Gregor ward in seinem Herzen sehr bewegt, als er St. Willibald von Nazareth und dem Salvarienberg und dem h. Grabe reden hörte und sprach: „Willibald, dein Vetter Bonifazius war bei uns und hat uns um Mitarbeiter gebeten, welche ihm in Deutschland bei Befehrung der Völker allda unterstützen sollen. Gehe nun hin nach Deutschland, Bonifazius zu unterstützen.“ Willibald, der gerne in Montecassino sein Leben beschloßen hätte, fing an, sich zu entschuldigen. Allein der Pabst sagte, daß so viele große Diener Gottes die klösterliche Einsamkeit verlassen hätten, und Bischöfe geworden seien, und Christo unter Mühsal und Leiden viele Seelen gewonnen hätten, er möge nun ein Gleiches thun; worauf Willibald dem heiligen Vater zu Füßen fiel, und sein Begehren zu erfüllen versprach. Er machte sich sofort auf den Weg nach Deutschland, um Bonifazius aufzusuchen. Auch auf dieser Reise hatte er viel Mühsal und Beschwerde zu erdulden, denn er mußte durch große Wälder und Sümpfe wandern, worin es viele wilde Thiere gab, und Kasse und Kälte ausstehen.

Zuletzt gelangte er indes wohlbehalten zu Bonifazius, der ihn wie einen Engel vom Himmel mit Freuden empfing, und nachgehends zum Priester weihte. Hierauf sandte er ihn in die Gegend von Eichstädt, damit er daselbst predige und ein Kloster und eine Kirche gründe. St. Willibald reiste hin, und arbeitete mit solchem Eifer und Fleiß Tag und Nacht in dieser Gegend, daß bald viele Seelen Christo gewonnen wurden, und auf dem Plage, wo früher nur Eichen und
Weiden, Vegeten.

Unkraut gewachsen waren, in kurzer Zeit eine Kirche und ein Kloster entstanden.

Von Eichstädt aus ging er nach Thüringen, wo er seinen Bruder Wunibald fand. Beide Brüder, welche sich so viele Jahre nicht mehr gesehen hatten, umhalseten sich, und freuten sich über die Rasen. Willibald erzählte, wie es ihm bisher ergangen, und wie er von Rom aus nach Deutschland gekommen sei; desgleichen erzählte Wunibald, wie er nach mancherlei Schicksalen hinwiederum nach England gekommen, daselbst seine liebe Mutter verloren, und nach deren Ableben sich zum zweitenmale nach Rom begeben habe. Hier hatte ihn St. Bonifazius getroffen, und er sei mit ihm in diese Gegend gereist. Nachdem sie also einander Freud und Leid erzählt, und geklagt, beweinten sie den Tod ihrer lieben Mutter, und stärkten sich gegenseitig im Glauben und in der Hoffnung. Auch seine Schwester Walburgis, welche gleichfalls aus England nach Deutschland gekommen war und hier in einem Kloster lebte, traf Willibald, und nach langer Trennung war ihre Freude vollkommen.

Willibald reiste, nachdem er sein Herz an der Lust des Wiedersehens ersättiget, aus Thüringen ab gen Salzburg, wo ihn Bonifazius wegen seines Eifers zum Bischof von Eichstädt weihte. Er verdoppelte nun seinen Eifer, und zog von Stadt zu Stadt, und von Flecken zu Flecken in seinem Bisthum umher, und predigte und taufte und unterwies Junge und Alte, Reiche und Arme, Hohe und Niedere in der christlichen Lehre. Alsbald leuchtete das Licht des Evangeliums in der Oberpfalz und in einem Theile von Baiern, und man traf allenthalben Kirchen und Kapellen und Kreuze, Auch Wunibald war unter dieser Zeit nicht unthätig, er

stiftete in der Gegend von Heidenheim zwei Klöster; in dem einen wohnte er, in dem andern seine Schwester Walburgis, und beide wurden ein großer Segen für die ganze Gegend. Willibald, der Bischof, besuchte sie oftmals, und blieb längere Zeit daselbst, um mit Beten, Wachen und Fasten dem lieben Gotte zu dienen. Eines Tages kam ein Bote von Heidenheim her nach Eichstädt und sprach zu Willibald: „Euer Herr Bruder, der Abt, ist krank, und läßt Euch rufen.“ Willibald machte sich sogleich auf, und zog nach Heidenheim, woselbst er seinen Bruder an einer schweren Krankheit darnieder liegend antraf. Er tröstete ihn liebevoll, und sie redeten mit einander, daß sie sich im Himmel wiederfinden würden nach der Trübsal dieses Lebens. Wunibald starb darauf und ward begraben; nach einiger Zeit starb auch Walburgis, die Äbtissin, und im Jahre 781 folgte ihnen ihr heiliger Bruder Willibald froh und selig nach in die ewigen Freuden nach mancherlei Müh und Beschwerde in diesem Thal der Zahren; sein heiliger Leichnam wurde in der Domkirche zu Eichstädt unter großen Klagen beigesetzt, und auf seine Fürbitte im Himmel sind in der Folge viel Wunder und Zeichen geschehen.

Die heilige Pfalzgräfin Genovesa.

In der Zeit, als der tapfere Karl Martell über das Frankenreich regierte, lebte ein vornehmer und mächtiger Herzog zu Brabant. Dieser hatte ein Mägdelein, Namens Genovesa, das er mit seiner Ehefrau fromm und untadelig erzog. Ob auch noch jung an Jahren, liebte Genovesa die Einsamkeit, und hatte sich schon frühe in der Ecke des Schloßgartens ein Plätzlein ausgewählt, wohin sie oftmals ging, und zum lieben Gotte betete; auch den Armen that sie viel Gutes, schenkte ihnen Geld und Brod, und brachte den Kranken Speise und Trank. Als dieses Mägdelein groß geworden, und eine schöne Jungfrau war, gab sie der Herzog von Brabant dem Pfalzgrafen Siegfried vom Triër Lande zur Ehe. Genovesa nahm unter vielen Thränen Abschied von ihren lieben Aeltern, die gleichfalls sehr weinten, und ihr Lebewohl sagten. Der Bischof Hildob aber, welcher sie mit Siegfried getraut hatte, segnete sie noch einmal und sprach: „Zieh in Gottes Namen hin, liebe Tochter, Gott hat Euch ein großes Glück zugebacht.“ Darauf zogen Genovesa und Siegfried auf Ihr schönes Schloß im Triërischen Lande.

Hier lebten sie eine Zeit lang in Friede und Eintracht, bis ein Bote kam, welcher von Karl Martell den Befehl brachte: „Pfalzgraf Siegfried möge sich alsbald mit seinen Leuten aufmachen, und zu dem Kriegsheer kommen, in dem der Mohrenkönig Abderhahan in das Frankreich eingefallen sei, und fenge und brenne.“ Siegfried, der ein tapferer Held war, nahm sein Schwert, und zog aus mit seinen Leuten. Zuvor aber nahm er herzlichen Abschied von seiner lieben Genovefa, und sprach zu ihr, da sie kläglich jammerte und weinte: „Meine herzlichste Gemahlin, betrübet Euch nicht so sehr über meinen Abschied, denn ich hoffe, der liebe Gott werde uns in Freuden wieder zusammenführen. Ich befehle Euch nächst Gott der allerheiligsten Jungfrau Maria, die Euch in meiner Abwesenheit beschützen, und in Eurem Leid trösten wird. Ich lasse Euch da meinen getreuesten Diener, den Golo, der Euch in meinem Namen fleißig dienen, und in Allem bestens besorgen wird.“ Genovefa aber konnte vor übergroßem Herzeleid kein Wort reden, und weinte über die Maßen, und als der Pfalzgraf ihr nochmals die Hand gab, und ihr gute Nacht sagte, fiel sie wie todt in die Arme ihrer Frauen. Siegfried ritt betrübt weiter, wendete seine Augen gen Himmel und sprach: „O Königin der Engel und mildeste Mutter unsers Erlösers, Maria, dir überlasse ich die Sorge für meine liebe Gemahlin.“

Als er in dem christlichen Heerlager angekommen war, nahm ihn Martellus gütlich auf, und befahl nun allen Rittern und Mannen, gegen die Mohren zu ziehen. Obwohl diese an Streitmacht bei weitem stärker waren, wurden sie doch von den christlichen Rittern, die voll Muth und Besonnenheit stritten, überwunden und in die Flucht geschlagen.

Siegfried wäre nun wohl wieder gerne auf sein Schloß zurückgekehrt, allein der Mohrenkönig zog sich mit seinen Leuten in eine feste Stadt, und König Martellus befahl den Rittern, unter denen auch Siegfried war, dieselbe zu belagern. Mit diesem Geschäfte verging ein ganzes Jahr, und Genovesa mußte auf ihrem Schlosse allein, ihr Gemahl aber im Heerlager bleiben. Er schrieb ihr indessen einen Brief, in dem er sie mit lieblichen Worten tröstete, und versprach, heimzukehren, sobald die Stadt erobert wäre.

In Genovesas Herz wollte aber während dieser Zeit keine Freude kommen; sie war immer traurig. Ihr liebstes Geschäft war, zu Gott zu beten, und in die Schloßkirche zu gehen; auch ihr Gesinde hielt sie zur Andacht an, und sagte oftmals: „Betet doch mit mir, auf daß unser Herr Siegfried wieder wohl und glücklich aus dem Kriege heimkehre.“

Da geschah es, daß in Solos Herz sündhafte Begierden gegen Genovesa aufstiegen, und er sprach: „Der Pfalzgraf werde wohl nicht mehr lebendig aus dem Kriege zurückkehren, sie solle ihn anstatt seiner heirathen.“ Ob diesen Worten erschrad die fromme Frau, und verwies ihm solche Reden auf das Nachdrücklichste. Da ergrimnte Solo in seinem Herzen, und wandelte seine Liebe in Haß um, und suchte eine Gelegenheit, sich an der frommen Pfalzgräfin zu rächen.

Als er daher eines Tages sah, daß Genovesa mit dem Küchenmeister, der ein frommer, Gottesfürchtiger Mann war, freundlich redete, verdächtigte er ihre Unschuld bei den Hofleuten, und ließ den Küchenmeister und die edle Pfalzgräfin in das Gefängniß werfen. In diesem Kerker schenkte der liebe Gott der Genovesa ein allerliebstes Söhnlein; da sie keine Windel hatte, Wickelte sie es in ihre Schürze, und

weil es der grausame Golo nicht erlaubte, daß man es zur heiligen Taufe trug, taufte sie es selber im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, und nannte es Schmerzentreich. Alsdann drückte sie es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren, und sprach: „O du mein armes Kind, billig nenne ich dich Schmerzentreich, denn mit Schmerzen habe ich dich geboren, aber mit noch viel größern Schmerzen werde ich dich erziehen, und mit dem allgerößten Schmerz werde ich dich verschmachten sehen, denn aus Mangel an Nahrung kann ich dich nicht ernähren. O du armer Schmerzentreich, du liebes Kind!“

Golo ließ der Frau Gräfin nun zwar etwas mehr Brod geben, aber außer dem Wasser nichts anderes, und wollte sie auf diese Weise zwingen, nach seinem Willen zu thun. Allein Genevesa blieb standhaft, betete und klagte dem lieben Gotte ihre Noth und ihr bitteres Elend. Da Golo dies sah, ging er hin, und schrieb einen lügenhaften Brief an den Grafen Siegfried des Inhalts, die Frau Pfalzgräfin sei ihm untreu geworden und der Küchenmeister Drago an Allem schuld; er habe für gut befunden, sie beide in den Thurm sperren zu lassen, und seinem Herrn die Anzeigle zu machen. Es sei ihm zwar herzlich leid, ihn mit solcher Nachricht zu betrüben, allein länger dürfe er, als getreuer Diener, die Sache nicht verheimlichen.“ Diesen verläumderischen Brief übergab er einem Diener, der sein Mitgeselle im Bösen war, und trug ihm auf, dasselbe auszusagen, was in dem Briefe stand. Der Bote fand den Pfalzgrafen Siegfried in seinem Zelte an einer Wunde darniederliegen, und übergab ihm das Schreiben; zugleich that er, wie ihm Golo befohlen. Da fuhr der Pfalzgraf von seinem Lager auf, und gedachte nicht

nicht seiner Wunde noch der Schmerzen, sondern rief: „O du meineidiges, o du ungetreues Weib,“ und that, als wäre er von Sinnen. Hierauf gab er dem Diener den Befehl: „Golo solle die Gräfin in so enge Verwahrung bringen, daß kein Mensch zu ihr kommen könne, den Küchenmeister aber solle er grausam, wie er es verdiene, hinrichten lassen.“

Der Bote kehrte nun wieder auf das Schloß zurück, und brachte Golo des Grafen Befehl, der sofort den Pächtenmeister vergiftete, und mit den Ketten, darin er gefangen lag, in die Erde verscharren ließ. Die unschuldige Gräfin aber ließ er also einsperren, daß Niemand zu ihr kommen konnte.

So verging eine geraume Zeit, und es kam die Botschaft auf das Schloß, der Herr Graf sei nun wieder von seiner Wunde geheilt und auf dem Wege nach Hause. Da dachte Golo bei sich, es möchte seine böse List und Falschheit an den Tag kommen, wenn sein Herr Genovesa noch lebendig finde; es war ihm bei der Sache nicht wohl zu Muth, und er nahm daher ein Pferd, und ritt dem Grafen entgegen. In der Stadt Straßburg traf er ihn an, und als dieser genauen Bericht über das, was vorgefallen war, verlangte, stellte sich der listige Golo, als könne er vor übergroßem Leide nicht reden, und vergaß häufige, falsche Zähren; alsdann wußte er dem Grafen Alles so darzustellen, als wäre es die lautere Wahrheit, und zuletzt führte er ihn zu einer Zauberin, welche er mit Geld gewonnen hatte, und diese wußte durch ihre falschen, lügenhaften Zaubereien den Sinn des Grafen so einzunehmen, daß er an der Untreue seiner Gemahlin nimmer zweifelte. Er kam vor Zorn ganz außer sich, und befahl dem Golo, die unschuldige Gräfin sammt dem Kinde um das Leben zu bringen.

Golo war dessen sehr froh, und ritt nun eilends voraus, die Anstalten zur Hinrichtung der heiligen Genovefa und ihres Söhnleins zu treffen. Er besprach sich zu diesem Ende mit seiner Amme, welche auch auf dem Schlosse war, und gleichen Sinnes mit Golo. Das Töchterlein der Amme, das in ihrem Herzen mehr der guten Pfalzgräfin als der bösen Mutter zugethan war, hörte das Bluturtheil, und lief, da es Abend geworden, eilends zu dem Kerker Genovefas, und blieb vor dem Fensterlein stehen, wodurch man das Brod und das Wasser den Gefangenen hineintrachte. Dasselbst weinte das Mägdelein so bitterlich, daß Genovefa es hörte, und an das Fensterlein kam, zu schauen, wer doch hier so weine. Sie sah das Mägdelein und fragte: „Liebes Kind, warum weinest Du also?“ Da sprach das Mägdelein: „Ach gnädige Frau; Euer Gend geht mir so zu Herzen, daß ich weinen muß, denn es ist um Euer Leben geschehen, in demal Golo von unserm Herrn Befehl erhalten hat, Euch hinzurichten. Genovefa erschrad und fragte weiter: „Was wird denn meinem Kinde geschehen?“ Das Mägdelein antwortete und sprach: „Eurem Kinde wird es nicht besser gehen, als Euch.“ Nun fing die liebe Genovefa an bitterlich zu weinen, und rief: „O mein Gott und mein Herr, was habe ich denn Uebels gethan, daß ich sammt meinem unschuldigen Kinde soll hingerichtet werden; ach ich arme Frau! War ich doch stets meinem Herrn Gemahl von Herzen treu, und habe schon so viel Ungemach bisher leiden müssen! O mein Gott komme mir zu Hülfe in dieser Noth, o mein Jesu verlaß mich nicht, erlöse mich von dem blutigen Tode!“

Also klagte sie eine Zeit lang, hierauf sagte sie zu dem Mägdelein und sprach: „Mein gutes Kind, gehe doch, und

hohle mir Dinte, Feder und Papier, damit ich einen Brief an meinen Herrn Siegfried schreibe, ehe denn ich aus der Welt scheide. Das Mägdelein lief eilends, brachte Dinte, Feder und Papier, und Genovesa schrieb also an Siegfried: „Gnädiger Herr, herzlichster Gemahl! Da ich gehört habe und vernommen, daß ich auf Euren Befehl sterben soll, so habe ich Euch mit diesen Zeilen noch wollen gute Nacht sagen, und herzlich Abschied von Euch nehmen. Ich sterbe gerne, doch fällt es mir schwer, daß ich unschuldiger Weise von Euch zum Tod verurtheilt wurde. Ich war Euch durch mein ganzes Leben hindurch von Herzen treu, das bezeuge ich bei meinem Gotte, vor dessen strengem Gerichte ich morgen erscheinen werde; ich bin in allen jenen Stücken, deren mich Oolo anklagte, unschuldig. Sei es denn, ich gehe gutwillig zum Tode, weil es der Himmel so verordnet, allein ich sterbe mit der Vertröstung, es werde die Sonne noch einen Tag bringen, an welchem meine Unschuld hell scheinen und die falschen Klagen sollen verdunkelt werden. Meine größte Betrübniß ist, daß auch mein und Euer liebes, unschuldiges Kind ein Opfer der Grausamkeit werden soll. Doch ich messe Euch keine andere Schuld bei, als daß Ihr meinen Anklägern zu leicht geglaubt, und mir zur Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt. Lebt wohl, gute Nacht, liebster Herr Siegfried! Ich verzeihe Euch von Herzen, und will Gott auch nach meinem Tode bitten, daß mein unschuldiges Blut keine Rache über Euch und über meine Ankläger schreie. Ade zum letztenmal, mein Herr!

Eure bis in den Tod treue, ja wegen der Treue zum
Tode verurtheilte, unschuldige Genovesa.

Also schrieb sie mit zitternden Händen und unter Ver-

gießung reichlicher Zähren, und übergab das Brieflein dem Mägdelein mit dem Bedeuten, es dem Herrn Pfalzgrafen insgeheim zu übergeben, wenn er aus dem Felde wiedergekehrt sei, oder es in ihr Wohnzimmer zu legen. Die ganze Nacht hindurch brachte sie im Gebete zu, und bereitete ihre Seele auf die Ewigkeit vor.

Kaum war es Tag geworden, so berief Golo zwei seiner vertrautesten Diener zu sich, und gebot ihnen, die Gräfin mit ihrem Kinde in den Wald zu führen, und allda in der Stille zu ermorden. Die Leiber beider sollten sie in das Wasser werfen, und zum Wahrzeichen des vollbrachten Befehls ihre ausgestochenen Augen mitbringen. Zugleich versprach er ihnen einen guten Lohn; im Falle sie aber nicht nach seinem Willen thun würden, müßten sie sterben. Die beiden Männer sagten zu, und gingen zu der Gräfin in das Gefängniß. Sie legten ihr ein schlechtes Kleid an, verhüllten ihr das Angesicht, und führten sie aus dem Kerker ab. Genovesa folgte ihnen wie ein unschuldiges Schäflein zur Schlachtbank, und that ihren Mund nicht auf. Ihr liebes Kind trug sie auf den Armen, und beneuchte es mit ihren Thränen und sagte, indem sie es an ihr Herz drückte: „Ach du mein armes Söhnlein, ach du mein herzlichstes Engelein, o möchte ich dich noch länger auf meinen Armen tragen, nun aber wirst du sterben, ehe du weißt, was sterben ist, und mußst Strafe erleiden, ehe du bist schuldig worden!“

Nachdem sie auf einer einsamen Stelle des Waldes angekommen waren, sagten sie der Gräfin, wie sie nach dem Befehle ihres Herrn sterben müsse und einer sprach: „Genovesa knie nieder.“ Genovesa kniete nieder. Darauf zog er ein scharfes Messer heraus, und ergriff das Kind beim Arm-

lein, um ihm den Hals abzuschneiden. Als dieses die Mutter sah, sprang sie vom Boden auf, fiel dem Henker in die Arme, und rief mit so kläglichcr Stimme, daß die Steine hätten Mitleid haben müssen: „Ach halte ein, halte ein; ach schont doch des armen, unschuldigen Bluts; wollt ihr aber das arme Kindlein tödten, so bringet doch mich zuvor um das Leben, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu sterben.“ Den Henkern ging das Jammergeschrei zu Herzen und sie sagten, sie sollte ihren Hals entblößen und den Streich zuerst empfangen. Die arme Gräfin aber fuhr fort zu bitten, und zu stehen und sprach: „O ihr lieben Leute, ich bin zwar bereit, zu sterben, aber ihr begehet eine große Sünde, wenn ihr mich tödtet; ich bezeuge euch vor Gott, daß ich unschuldig bin, und fälschlich von dem Hofmeister angeklagt wurde. Ach, wann ihr meiner schonet, so wirds Euch der liebe Gott an euren Kindern vergelten, werdet ihr mich aber tödten, so wird mein unschuldiges Blut über euch und eure Kinder zum Himmel schreien.“

Durch diese Worte wurden die Herzen der Henker gerührt, und der eine sprach zu seinem Gefellen: „Bruder, was machen wir? Sollen wir unschuldiges Blut vergießen? Wir wollen sie und das Kind leben lassen; es möchte noch ein Tag kommen, an dem uns die erzeigte Barmherzigkeit reichlich vergolten würde.“

Nun willigte auch der andere Gefelle ein; sie hießen Genovesa aufstehen, und einen Eid schwören, den Wald die Tage ihres Lebens nicht zu verlassen, sondern bis an ihren Tod in der Wildniß zu bleiben. Hierauf nahmen sie Abschied von der Gräfin, und ließen sie mit ihrem Kindlein allein an dem Orte zurück. Unter Wegs aber trafen sie einen Hund

an, den sie todt schlugen, und ihm die Augen ausstachen, um sie Gold zu zeigen. Dieser wollte sie indessen nicht sehen, sondern befahl ihnen, sie den Hunden vorzuwerfen.

Die arme, von allen Menschen verlassene Genovesa ging unter dieser Zeit im Walde umher, und suchte ein Obdach, das sie vor Wind und Wetter schützen möchte; sie fand aber den ganzen Tag keines, und mußte die Nacht unter einem Baume zubringen; sie konnte kein Auge zuthun, denn ihr Kindlein schrie und weinte gar jämmerlich, und ringsum heulten die wilden Thiere. Oftmals hob sie ihre Augen, die vor Weinen ganz roth waren, gen Himmel und rang ihre Hände, die vor Frost zitterten, und bat den lieben Gott um Hülfe und Beistand. Als es wieder Tag wurde, empfand sie grimmigen Hunger, da sie den ganzen Tag zuvor nichts gegessen noch getrunken hatte; da gab es aber nirgends ein Stücklein Brod noch sonst etwas zu essen, und es blieb ihr am Ende nichts übrig, als mit ihren zarten Fingern nach den Wurzeln der Kräuter des Waldes zu graben; sie fand deren einige, und aß sie. Auch hätte sie gerne für ihr Kindlein ein Blättlein gehabt, es hinzulegen, aber da war nirgends ein guter, trockener Ort, nichts denn die kalte, feuchte Erde. Also wanderte sie in der Wildniß, umher suchend, fort, und fand endlich den dritten Tag eine Höhle, die mit dichtem Strauchwerk umgeben war, und neben welcher ein klares Brunnlein aus Felsen floss. Hier gedachte sie zu bleiben, und machte ihrem Kind ein Bettlein von Laub und Moos, und legte es in die Höhle, gleichwie die Mutter Gottes das Jesuskind einst in die Krippe gelegt hat. Nun währte es aber nicht lange, so fing das Kindlein an, vor Hunger zu weinen und zu schreien, und Genovesa, welche

selbst an Allem Mangel litt, konnte es nimmer ernähren. Das klägliche Weinen des armen Wärmleins ging ihr so zu Herzen, daß sie vermeinte, zu sterben. Sie konnte es nicht länger mit anhören, und ging deshalb weit hinweg, um es nicht verschmachten zu sehen, und kniete nieder und betete: „Lieber, barmherziger Gott und Vater! siehe doch, wie das arme Kindlein so elendiglich vor deinen Augen liegt, und weinend um Nahrung zu dir ruft. Ach erbarme dich doch über das verlassene Waislein, dem sein Vater so hart ist, und die Mutter nicht helfen kann! Ach ich habe keinen andern Trost mehr als Erden als dies mein Söhnlein; so du mir dasselbe nimmst, muß ich in der Wildniß vergehen; o laß mir es, ich will es zu deinem Dienste erziehen, o erbarme dich meiner!“

Als die Mutter so gebetet hatte, siehe da kam eine Hirschkuh auf sie zu, welche gar nicht schön war, und es wohl litt, daß Genovesa sie streichelte. Es war, als wollte das Thier sagen: „Siehe der liebe Gott hat mich daher gesandt, damit ich dein Kindlein ernähre.“ Genovesa erkannte voll Freude Gottes Vorsehung, und ließ das Kind an der Hirschkuh trinken. Dasselbe hörte sogleich auf zu weinen und trank, und die Mutter dankte dem lieben Gotte ob dieser That mit vielen, süßen Thränen. Die Hirschkuh aber kam von nun an des Tages zweimal, und gewöhnte sich an Genovesa, und ernährte sie und das Kind.

In dieser Wildniß lebte nun die liebe, heilige Genovesa durch sieben Jahre; statt ihrer Grafenwohnung hatte sie die Wildniß um sich her, statt in einem Prunkgemache mußte sie in der finstern Höhle wohnen, ihre Speisen waren wilde Kräuter, ihr Ruhebett war von Baumzweigen und Laub und

Woods; statt der Hofleute gingen des Waldes Thiere bei ihr aus und ein; anstatt kostbare Perlen hatte sie bittere Thränen, und für Lust und Kurzweil nur Leid und Traurigkeit. Zur Sommerzeit war ihr Glend erträglicher, aber wenn der Winter kam und die kalten Winde wehten und tiefer Schnee lag, da ging es der armen Frau mit ihrem Kindelein so hart, daß es nicht zu sagen ist. Wann sie im Winter trinken wollte, mußte sie ein Stücklein Eis oft so lange im Munde halten, bis es schmolz, oder sie mußte, wenn sie Wurzeln haben wollte, erst den tiefen Schnee hinwegräumen, und mit einem Holz mühselig in die Erde hineingraben; wenn sie sich erwärmen wollte, mußte sie ihre eiskalten Hände oft so lange zusammen schlagen, bis das Blut hinein kam. Die langen Winternächte hindurch hatte sie kein Licht, und mußte in der dunkeln Höhle sitzen, bis es Tag war, und konnte mit keinem Menschen ein Wörtlein reden. Doch alle diese Drangsale hätte sie gerne aus Liebe zu Gott ertragen, wenn nur ihr liebes Kindelein nicht gewesen wäre, allein je größer es wurde, desto mehr empfand es sein Glend. Oftmals drückte sie es an ihre Brust, um seine erstarrten Gliederlein zu erwärmen oftmals weinten Mutter und Kind zumal, und man hörte, Genovefa in der kalten Höhle ausrufen: „Ach mein liebes Kind, ach mein armes Kind, wie viel Ungemach mußt du unschuldiger Weise leiden, o mein Schmerzreich!“

Doch vergaß sie in ihrem großen Herzeleid des lieben Gottes nicht, sondern betete andächtig und dankte ihm, daß er sie aus der Gefahr der Welt errettet, und in die Wildniß geführt hatte. Auch der liebe Gott erbarmte sich stets Genovefas, und erfreute sie in ihrem Glende mit seinen göttlichen Gnaden. Einmal da sie vor ihrer Höhle kniete, und betete,

kam ein schöner Engel Gottes zu ihr, und der trug in seiner Hand ein überaus schönes Kruzifix. Genovefa erschrak ob der himmlischen Erscheinung sehr, der Engel aber reichte ihr das Kruzifix, und sprach mit freundlichen Worten: „Nehme hin, Genovefa, dies heilige Kreuz, das dir dein Erlöser zum Trost vom Himmel sendet; in diesem sollst du dich beschauen, an diesem sollst du dich spiegeln, und vor diesem sollst du dein Gebet verrichten. Wenn du betrübt bist, so tröste dich in diesem Kreuz; siehe zu ihm, wann du angefochten wirst, wenn dich Ungeduld überfällt, so erinnere dich der Geduld dessen, der an diesem Kreuze hängt.“

So sprach der Engel und verschwand; Genovefa aber küßte das Kruzifix, stellte es auf einen Stein in ihrer Höhle, und betete davor, und empfand alldann jedesmal Trost und Linderung in ihren Leiden. Im Sommer zierte sie es mit grünen Raisen und seinen Waldblümlein, im Winter aber mit Tanneureisern, Walddisteln und Wachholderzweigen. ¶

Auch an dem lieben Schmerzensreich, der inzwischen größer und stärker wurde, und sprechen lernte, hatte Genovefa viel Trost und Freude. Wenn Gras und Blumen wuchsen, ging sie mit ihm vor die Höhle hinaus, und zeigte ihm die Bäume und die Blümlein, und den Himmel und die liebe Sonne, und sagte ihm, daß all dieses der liebe Gott gemacht habe, der da oben wohnet, wo Sonne und Mond scheinen, und lehrte ihn das heilige Kreuz machen, und das Vaterunser beten. Schmerzensreich that alldann viele Fragen und die Mutter beantwortete dieselben. Die Thiere des Waldes thaten ihnen nichts zu Leide; sie waren eher freundlich und zutraulich gegen sie, und ließen sich von Schmerzensreich streicheln. Die Vögel kamen von den Bäumen herabgeflogen,

und setzten sich ihm auf die Hand, und pickten die Körnlein daraus auf, die Hätlein des Waldes tanzten und hüpfen um ihn her, und oftmals speidete er unter ihnen. Auch die Hirschkuh kam fleißig in die Höhle, und schlief des Nachts neben Genovesa und ihrem Söhnlein. Als Schmerzenreich nichts mehr anziehen hatte, und ihn die Mutter mit Moos und Zweigen bedecken mußte, schickte der liebe Gott einen Wolf, der ein Schaffell im Rachen trug und dasselbe fallen ließ. Die Mutter nahm es, und bekleidete damit den lieben Schmerzenreich, und schützte ihn also vor Blöße und Kälte.

Da geschah es im siebennten Jahre ihres Aufenthalts in der Wüste, daß Genovesa tödtlich erkrankte, so daß sie glaubte, es sei ihr letztes Stündlein gekommen. Sie konnte nicht mehr vor die Höhle hinausgehen, sondern lag in der Fieberhitze auf ihrem Lager, und ihr Leib war so abgezehrt, daß sie ihr selbst nicht mehr gleich sah, vielmehr ein Schatten des Todes zu sein schien. Sie sprach deshalb zu Schmerzenreich, daß sie nun sterben, und aus diesem Jammerthale in den Himmel gehen werde, ihren Lohn zu empfangen. Schmerzenreich, als er seine liebe Mutter so daliegen und reden hörte, umfing mit beiden Armen ihren Leib und jammerte und rief: „Was fange ich an, o herzlichste Mutter, wenn du stirbst, wohin soll ich? Es ist ja kein Mensch in der Wildniß. Ach bitte doch den lieben Gott, daß er dich länger leben lasse, denn stirbst du, so muß auch ich vor Herzeleid sterben.“ Genovesa sah den Schmerzenreich an, und sagte ihm jetzt, was sie bisher verschwiegen hatte, und sprach: „Mein lieber Sohn, betrübe dich nicht wegen meines Todes; du bist nicht so verlassen, als du glaubst; denn wisse, daß außerhalb dieser Wildniß nahe bei Trient dein Vater wohnt; zu diesem gehe nach

Merker, Legenden.

meinem Tode, und bringe ihm diesen Ring; er wird dich leicht erkennen und als sein Kind ansehen, da du ihm ganz ähnlich siehst.“ Hierauf erzählte sie Schmerzreich ihre Lebensgeschichte, und ermahnte ihn, die ihr angethane Unthat an Golo nicht zu rächen, sondern ihm um Gottes Willen von Herzen zu verzeihen. Endlich gab sie ihm viele Grüße an Herrn Siegfried auf, dann legte sie sich auf die Seite und schloß die Augen, und wartete auf ihr letztes Stündlein.

Als nun zu seiner Zeit Pfalzgraf Siegfried von Straßburg in sein Schloß zurückgekehrt war, sagte ihm der Hofmeister Golo, wie er seinem Befehle gemäß Genovesa und das Kind habe heimlich hinrichten lassen, und Siegfried war es zufrieden. Doch stund es nicht sehr lange an, so ängstigte ihn sein Gewissen, und er sprach zu sich selbst: „Du hättest die Sache nach Recht und Gesetz untersuchen lassen sollen; es ist deiner Gemahlin und deinem Kinde Unrecht geschehen.“ Des Nachts hatte er schwere Träume, und oft hörte man ihn im Schlafe rufen: „O liebste Genovesa, o herzlichste Genovesa, wo bist du?“ Desgleichen ängstigte ihn sein Gewissen wegen des Küchenmeisters Drago.

Obse, der dieses sah, veranstaltete allerlei Feste und Gastmähle, damit der Graf die traurigen Gedanken aus dem Sinne schlagen möge. Doch diese Dinge erfreuten zwar seine äußern Sinne, sie vermochten aber nicht seine Herzenswunden zu heilen. Es wurde je länger, je ärger.

Eines Tages kam er in das Zimmer seiner Gemahlin, und fand hier den Brief, welchen Genovesa im Kerker geschrieben, und das Mägdlein hierher gebracht hatte. Er las

denselben, und als er damit zu Ende war, fing er an, laut zu schluchzen und zu weinen, und rief: „Ach Genovesa, wo bist du? du bist meine bis in den Tod treue Gemahlin; ach ich habe dich und mein liebes Kind unschuldig hingerichten lassen!“ Alsdann sprang er auf, und nahm sein Schwert und wollte den Solo um das Leben bringen, weil er ihn so schändlich hintergangen habe. Doch dieser, der in seiner Arglist solches voraussah, war auf einige Zeit verzeiht, und lehrte erst wieder, als sich des Pfalzgrafen Zorn gelegt hatte. Da that er ihm wieder schön, und legte den Brief falsch aus, und suchte sich wieder einzuschmeicheln. Doch dem Grafen kamen die frühern Zweifel wieder, und es war ihm als spreche eine geheime Stimme in sein Ohr: „Du hast Genovesa, und das Kind und den Küchenmeister unschuldiger Weise tödten lassen.“

Und da man den Leichnam des leßtern im Walde ausgrub, und der Graf ihn ansah, nahmen seine Zweifel und seine Gewissensqualen mehr und mehr zu. Solo aber hatte das Schloß verlassen.

Nach Verlauf einiger Jahre geschah es, daß jene Zauberin und Betrügerin zu Straßburg, mit deren Hilfe Solo den Sinn des Grafen also bethört hatte, daß er an die Untreue seiner Gemahlin glaubte, öffentlich eingezogen, und ihrer Verbrechen wegen verbrannt wurde. Bevor sie aber den Feuertod erlitt, gestand sie, daß Genovesa und der Küchenmeister unschuldig gewesen seien, und sie durch falschen Betrug auf Solos Anstiften den Grafen getäuscht habe. Man möge doch ihm die Sache berichten.

In aller Eile wurde sofort ein Bote gen Trier gesandt, dem Grafen Meldung zu bringen. Da ward ihm mit in-

mal Alles klar; er bezweifelte keinen Augenblick mehr, daß Genovesa unschuldig sei, und er rief vor übergroßem Herzeleid aus: „O Genovesa, o mein liebes Kind! Was habe ich gethan! O Gott sei mir Gnädig! Gegen Golo aber entbraunte sein Herz voll Zorn und er rief: „Du falscher, betrügerischer Golo, du grausamer Mörder meiner liebsten Gemahlin und meines herzlichsten Söhnleins, was soll ich dir für einen Tod anthun?“

Zu seinem Leidwesen war aber Golo nicht aus dem Schlosse, sondern in's Weite fortgerückt, und der Graf sann lange hin und her, wie er ihn fassen möge. Er schrieb ihm daher zum Schein ein sehr freundliches Brieflein, und lud ihn ein, auf das Schloß zu kommen. Er kam lange nicht, doch nach Verfluß einiger Zeit, da ihn der Graf zu einer großen Jagd hinwiederum sehr freundlich einlud, kam er auf das Schloß. Der Graf nahm ihn so auf, als wäre er ihm von Herzen gewogen, und sie ritten mit einander, von vielen Herren und Dienern begleitet, auf die Jagd. Es war einige Tage vor dem Feste der heiligen drei Könige. Die Gäste jagten nach Herzenslust, und jeder bestieß sich, ein Stück Wild zu erlegen. Da sah Pfalzgraf Siegfried eine sehr schöne Hirschkuh, und setzte derselben durch Stauden und Büsche nach, und verfolgte das Wild so lang, bis es in die Höhle floh, wo Genovesa wohnte. Der Graf stieg von seinem Pferde, und ging in die Höhle hinein, Willens, die Hirschkuh zu fangen. Da sieht er zu seinem nicht geringen Schrecken eine abgekehrte, menschliche Gestalt. Der Graf meinte anfangs, es wäre ein Gespenst, machte das h. Kreuz, und rief: „Bist du von Gott, so komme zu mir heraus, und sage mir, wer du seiest.“ Genovesa, welche ihre Krankheit indessen überstanden hatte,

erkannte Siegfried sogleich, und antwortete: „Wenn Ihr wollet, daß ich zu Euch heraußkomme, so werfet mir ein Kleid zu, denn ich bin unbesleidet.“ Der Graf nahm seinen Mantel, und warf ihn in die Höhle. Genovefa hüllte sich darein, und kam heraus. Siegfried empfand großes Mitleid, als er die abgezehrte, elende Frau sah, kannte aber Genovefa noch immer nicht, fragte vielmehr hawiederum, wer sie doch wäre? Da sprach Genovefa: „Mein Herr, ich bin ein armes Weib, aus Brabant gebürtig, und bin aus Noth hierher geflohen, weil man mich mit meinem armen Kinde unschuldiger Weise um das Leben bringen wollte.“ Siegfried fragte weiter, wie denn solches läme? Da antwortete Genovefa, und sprach: „Ich war mit einem edeln Herrn vermählt, dieser argwöhnte, ich wäre ihm untreu, und befahl seinem Hofmeister, mich und das Kind zu tödten, die Knechte aber, welche den Befehl vollziehen sollten, schenkten mir aus Barmherzigkeit das Leben; ich aber schwur ihnen, nie wieder vor meinem Herrn zu erscheinen, sondern in diesem Walde Gott zu dienen, wie ich denn auch seit sieben Jahren gethan habe.“

Ob dieser Rede erschrad der Graf so, daß er am ganzen Leibe zitterte, und sagte: „Frau, ich bitte und beschwöre Euch, laßt mich wissen, wie ist Euer Name, und wie der Name Eures Eheherrn? Genovefa antwortete seufzend: „Ach, mein Eheherr heißt Siegfried. Ich Armsellge nenne mich Genovefa.“

Da war es nicht anders, als treffe den Grafen ein Donnerschlag; er stürzte zu Boden auf sein Angesicht nieder. Lange lag er so da, endlich begann er, und sprach: „Ach Genovefa, seid Ihr es, Genovefa?“ Sie sprach: „Lieber

Herr Siegfried, ja ich bin die unglückliche Genovefa.“ Nun fing der Graf an, bitterlich zu weinen, so daß er kein Wort reden konnte. Nach vielem Weinen sprach er, auf dem Boden vor Genovefa knieend: „O, daß sich Gott im Himmel erbarme, in solchem Elende treffe ich Euch an, meine herzlichste Genovefa! Ach, ich gottloser Bösewicht bin nicht werth, daß mich die Erde trage, sie sollte sich aufheben, und mich in den Abgrund der Hölle verschlucken! Das habe ich verdient. Ich bin allein die Ursache Eures Elends, ich Schändlicher. Aus falschem Argwohn habe ich befohlen, Euch zu tödten. O meiner schweren Sünden! Vergebt mir, liebe Genovefa, um des gekreuzigten Jesu willen, der am Stamme des h. Kreuzes seinen Feinden gnädig verziehen hat. Ich will Euch tausendmal mehr Liebe und Ehre erzeigen, als ich Euch Leides und Unehrehaftes zugesügt habe. Ich siehe nicht auf, und bleibe auf meinen Knien vor Euch liegen, bis ich Gnade vor Euren Augen gefunden habe.“

Der gottseligen Gräfin glugen diese Worte also zu Herzen, daß sie vor Weinen lange nicht reden konnte. Dann sprach sie mit halb gebrochenen Worten: „Betrübet Euch nicht also sehr, mein Herr Siegfried. Es ist nicht durch Eure Schuld, sondern nach Gottes Rathschluß geschehen, daß ich in diese Wildniß gekommen bin. Ich verzeihe Euch von Herzen, und habe Euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns Beiden unsere Sünden verzeihen, und uns seiner Gnade werth erachten.“

Darauf reichte sie dem Grafen die Hand, und hob ihn auf von der Erde. Hier stand er nun vor ihr, und schaute ihr in das abgemagerte Angesicht, und meinte, sein betrübtes Herz müsse ihm im Leibe zerspringen. Er empfand eine

große Ehrerbietung gegen sie, als ob sie eine himmlische Heilige wäre, und obwohl sie ihm alle Freundlichkeit zeigte, wagte er doch kaum, mit ihr zu reden. Zuletzt fragte er sie, und sprach: „Wo ist denn das arme Kind hingekommen, das Euch der liebe Gott im Kerker geschenkt hat, ist es noch am Leben?“ Sie sprach: „Es ist ein Wunder Gottes, daß es noch lebt; ich hätte es nicht ernähren können. Gott hat diese Hirschkuh geschickt, es zu ernähren.“

Während sie noch redete, kam der liebe Schmergenreich baarsfuß daher; er war mit seiner Schaafshaut bekleidet, und hatte in seinen beiden Händen wilde Waldwurzeln. Als er aber den Grafen bei seiner Mutter stehen sah, stand er still, und rief: „Mutter, was ist das für ein Mensch, der bei Euch steht, ich fürchte mich vor ihm.“ Die Mutter aber antwortete: „Du darfst Dich nicht fürchten, lieber Sohn, komme nur her, der Mann thut dir nichts zu leid; es ist dein Herr Vater, gehe hin, und küsse ihm die Hand.“ Als Siegfried dies hörte, und Schmergenreich herbeikam, da war seine Freude nicht minder groß, als sein gehabtes Leid; er nahm das Kind auf seine Arme, und drückte es an sein Herz, und er küßte es mehr denn tausendmal, und rief nur immer! „o mein herzlichster Sohn, o mein herzogtöchter Kind!“

Dies wahrte eine Weile; alsdann nahm der Graf sein silbernes Jägerhorn, und ließ darein, damit die Jäger alle herbeikämen. Als bald kam einer nach dem andern, und sie verwunderten sich nicht wenig, als sie die abgekehrte Frau und das Kind auf dem Arm des Grafen sahen. Dieser aber sprach: „Was dünkt Euch, wer diese Frau wohl sei?“ Alle schwiegen, denn sie kannten Genovesa nicht mehr. Da fuhr er fort, und sprach: „Kennet Ihr denn meine Genovesa

nicht mehr? Das ist meine liebste Gemahlin Genovesa." Da wunderten sich Alle höchlich, und Einer nach dem Andern ging hin, die Gräfin zu begrüßen. Zwei von ihnen ritten eiligst nach Hause, und brachten eine Sänfte herbei, Genovesa darin zu tragen, und Kleider, ihre Blöße zu bedecken. Zwei andere aber schickte der Graf ab, den Golo herbeizubringen, der wohl ahnte, es möge nichts Gutes für ihn vorgefallen sein. Er ließ ihm zugleich sagen, doch eiligst herbeizukommen, es sei ein gar wunderbares Bild gefangen worden. Als er nun vor ihm stand, sah ihn der Graf an, und sprach: „Golo, kennst du diese Frau?" Golo erschrock sehr, und sagte: „Nein." Da sprach der Graf: „Du gottloser Bösewicht, der unter der Sonne ist, kennst du Genovesa nicht, welche du fälschlich bei mir angeklagt und in den Tod geschickt hast? O du Mörder, wie soll ich dich genugsam strafen, der du mich in solches Herzeleid gebracht, und meine Gemahlin und mein liebes Söhnlein in das äußerste Elend geschickt hast?" Golo stürzte auf die Erde nieder, und flehte um Gnade und Erbarmung. Der erzürnte Graf aber ließ ihn gleich dem ärgsten Uebelthäter binden und hinwegführen. Dann wandte er sich an Genovesa, und sprach mit sanfter Stimme: „Ist es Euch gefällig, so kehren wir auf das Schloß zurück." Sie sprach: „Ja," ging aber zuvor noch in die Höhle, und kniete vor dem Kreuzstie nieder, und dankte Gott für alle hier empfangenen Wohlthaten und Gnaden, und nahm Abschied von der Wildniß. Der Graf führte sie an der Hand, den jungen Schmerzerreich trug ein edler Ritter, und so gingen sie alle zusammen an den Ort, wo die Sänfte stand. Die lieben Waldvögelin flogen über sie her, und bezeugten mit Zwitschern und Flattern, wie ungern sie Ge-

Genovesa und den lieben Schmerzreich von sich ließen. Die Hirschkuh aber folgte der Gräfin wie ein sanftes Lämmlein nach, und wollte nicht von ihr weichen. Ehe der Zug auf das Schloß gelangte, kam schon Jung und Alt der Eänste entgegen, die heilige Frau zu sehen, und allenthalben erscholl die frohe Mähr, daß die liebe, unschuldige Frau Gräfin wieder gefunden sei. Die ganze Freundschaft, nebst vielen Gästen, kam auf das Schloß, und pries, und lobte Gott, der die Unschuld zu Tage gebracht, und die fromme Frau Gräfin samt ihrem Kinde durch sieben Jahre so wunderbar erhalten. Die ganze Woche hindurch wurde vollauf gelocht, und es wurden Freudenmahlgzeiten gehalten. Genovesa aber konnte von all den guten Speisen keinen Bissen essen, sie genoß nur zubereitete Wurzeln und Kräuter. Als sich die Freude etwas gelegt hatte, befahl der Graf, den Golo aus dem Kerker herauszuführen, um ihn peinlich zu vernehmen. Er gestand sein Verbrechen, und wurde sofort zu einem grausamen Tode verurtheilt. Die gute Gräfin bat zwar ihren Herrn, ihm das Leben zu schenken, allein der Graf sprach: „Allerliebste Gemahlin, ich wollte Euch gern die begehrte Gnade gewähren, aber ich habe hier nicht allein zu sprechen. Die ganze Verwandtschaft besteht darauf, ihn hinrichten zu lassen, damit es bereinst nicht heiße, Golo sei unschuldig gewesen, deshalb habe man ihm das Leben nicht nehmen können.“ So ward er denn von vier Ochsen in vier Stücke gerissen; dergleichen wurden auch seine Helfershelfer nach Gebühr gestraft. Jene aber, die der Gräfin treu geblieben waren, oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt. Darunter insbesondere jenes Mägdelein, das Genovesa Feder, Tinte und Papier in das Gefängniß gebracht, und einer jener Diener,

her ihr das Leben im Walde geschenkt hatte. Der andere war schon gestorben, doch genossen seine zurückgelassenen Kinder die Gutherzigkeit.

Was noch weiter zu berichten ist, ist dieses: Siegfried und Genovesa lebten nun wieder in Freude, und heiliger Andacht zusammen, und der Graf bot Allem auf, ihr das frühere Leid zu versüßen, und wußte nicht, wie er sie genugsam ehren, und ihr dienen sollte. Doch währte dies nicht lange. Genovesa hatte keine Freude mehr an irdischen Ehren, und sehnte sich nach der himmlischen Heimath. Ihr Leib, der ohnedies von dem Glende, das sie ausgestanden hatte, sehr enträffet war, schwand von Tag zu Tag mehr dahin, und es ward ihr eine himmlische Offenbarung, daß sie alsbald sterben werde. In kurzer Zeit erfüllte sich dieselbe; Genovesa ward sehr krank, und kein Mittel wollte dem Fieber Einhalt thun. Als der Graf seine liebe Gemahlin so daliegen sah, fing er an, kläglich zu weinen und zu jammern und sprach: „Ach ich armer Mann, ach ich elender Mann! Muß ich denn mein Lebtag trauern? Ein paar Monate habe ich meine liebste Gemahlin wieder, und nun nimmt mir sie Gott schon wieder hinweg; ich habe kaum angefangen, mich zu erfreuen, so muß ich hinwiederum trauern. Ach herzlichste Gemahlin, wollt Ihr denn so bald von mir scheiden, und mich allein zurücklassen? Ach, habt doch Mitleiden mit mir, und bittet den lieben Gott, daß er Euch noch eine Weile bei mir lasse.“ Dergleichen weinte und trauerte Schmerzreich an dem Bette über die Mäßen. Da sprach Genovesa: „Mein lieber Gemahl, betrübt Euch wegen meines Todes nicht so sehr, Ihr betrübt ja auch mich dadurch. Ihr seht ja, daß es nicht anders sein kann, darum ergebt Euch in

den Willen Gottes. Insbesondere thut es mir leid, daß mein herzlichster Schmerzreicher sich also bekümmert. Wäret Ihr getrost, so wollte ich mit Freuden sterben, und dies elende Leben mit einem bessern vertauschen. Deshalb, lieber Gemahl, lieber Sohn, seid in Gott getrost; denket, daß ich zu Gott gehe, und dort für Euch bete, damit wir und alle wieder froh und selig sehen mögen.“

Als sie dieses gesprochen hatte, legte sie sich zurück, und verlangte die heiligen Sacramente. Man holte einen frommen Priester, der ihr die himmlische Beghehrung gab, und ihr beistand mit frommen Gebeten. Zuletzt ließ sie alle Leute im Schlosse zusammenrufen, gab ihnen noch viele heilsame Lehren, und segnete sie; insbesondere segnete und tröstete sie ihren lieben Schmerzreicher, nahm Abschied von ihm und ihrem Gemahl Siegfried, und gab den 8. April um das Jahr des Herrn 757 ihren seligen Geist auf und vertauschte das zeitliche mit dem ewigen Leben.

Was nun aber für ein Klagen und Jammern im Schlosse entstand, das mag der beschreiben, der solches mit angesehen und angehört hat. Es klagen alle Diener, es klagen alle Kammerfrauen, es klagen vor Allen der Graf und sein Sohn. Sie umhalseten die Leiche, und küßten sie. Graf Siegfried kniete Tag und Nacht dabei, und bat ihr das angelhane Unrecht ab, und seine Thränen tropften so heiß auf den kalten Leichnam herab, daß man meinte, er wolle ihn dadurch wieder lebendig machen. Auch die arme Hirschkuh, welche hieher im Schloß war, fing an zu trauern, und zu tranken. Als man den heiligen Leichnam heraustrug, ging sie ganz traurig, gesenkten Halses, hinter dem Sarge her, und schrie bei dem Begräbniß so kläglich, daß es Jedermann

erbarmte. Dann legte sich das gute Thier auf das Grab, rührte kein Futter mehr an, und wurde eines Morgens todt auf dem Grabe gefunden. Der Graf aber ließ zum Gedächtniß daran auf den Grabstein unter das Wappen der Gräfin die Hirschfuß aushauen.

Mit der heiligen Genovefa war dem Grafen alle Lust und Freude begraben, und er ging nirgends anders mehr hin, als in die Kirche, wo sie begraben lag, oder in die Kammer, darin sie ihren Geist aufgegeben. Hier klagte und trauerte er. Er wurde zwar von vielen Personen geistlichen und weltlichen Standes getröstet, aber umsonst, er machte sich insbesondere harte Vorwürfe und sprach: „Du bist schuldig, daß deine Gemahlin so frühe starb.“ Endlich kam er auf den Gedanken, in der Höhle, wo sie so lange gewohnt hatte, ein Einsiedlerleben zu führen; deshalb reiste er nach Trier, und begehrte von dem frommen Bischof Hidulfus die Erlaubniß, eine Kapelle an diesem Orte zu errichten. Der Bischof willigte gerne ein, und der Graf baute eine schöne Kapelle, und drei Einsiedeleien für solche, die Buße thun wollten. Als die Kirche gebaut war, weihte sie der Bischof ein, und nannte sie „zu unsrer lieben Frau.“ Alsdann wurde der Leichnam Genovefa's ausgegraben und dahin geführt, damit sie allda nach ihrem Tode ruhen möchte, wo sie im Leben so strenge gelebt hatte. Indem man den schweren Sarg aus Marmorstein durch die Wildniß führte, fangen die Vögelchen süß und lieblich, und die Heckenröslein schlugen aus. Das Kreuz aber, das in der Höhle stand, wurde hinweggenommen, und auf den Altar der Kapelle gestellt.

Nach brendigter Feierlichkeit betraf der Graf seinen Bruder, und sprach zu ihm: „Liebster Bruder! Ihr wißt, und

habt es mit angesehen, daß ich seit dem Tode meiner lieben Genovefa keine Freude in der Welt mehr habe; meine einzige Freude ist, sie zu betrauern. Deshalb will ich jetzt die Welt gänzlich verlassen, und an dem Orte, wo meine heilige Gemahlin gelebt hat, leben und sterben. Ich setze Euch nun zum Vormund über meinen lieben Sohn Schmerzreich, betrachtet und haltet ihn als Euren eigenen Sohn, er wird Euch allen Gehorsam und alle Ehrerbietung erzeigen, die ein Kind seinem Vater schuldig ist." Dann sprach er zu seinem Sohne: „Hörst du, lieber Schmerzreich, ich verlasse jetzt die Welt, und übergebe dir die ganze Grafschaft; dein Herr Vetter wird dein Vater sein, erzeige ihm Gehorsam und Ehrerbietung, wie du auch mir solche erzeigt hast." Als Schmerzreich dies hörte, antwortete er: „Lieber Herr Vater, Ihr wollt den Himmel als Euren Theil erwählen, und wollt mir als Theil nur ein wenig Erde hinterlassen. Das thue ich nicht; ich will ebenso den Himmel haben, als Ihr. Wo Ihr lebt, da will ich auch leben, wo Ihr sterbt, da will ich auch sterben." Als der Vater sagte, das strenge Leben in der Wildniß werde ihm zu schwer sein, sagte er: „Ich lebte dort durch sieben Jahre; ich will da leben und sterben, wo ich von meiner seligen Frau Mutter erzogen worden bin. Vetter nehmt die Grafschaft, und thut den Armen Gutes." Der Vater verwunderte sich darob sehr, und gab nach, und so zogen Vater und Sohn, nachdem sie unter vielen Jahren von der Freundschaft Abschied genommen hatten, in die Wildniß hin, allda Gott zu dienen, wo die selige Mutter ein so heiliges Leben geführt hatte. Sobald Schmerzreich an Ort und Stelle angekommen war, erkannten die Waldbeshiere

ihren alten Gespielen wieder, und kamen in Menge herbei und freuten sich, so daß es war, als wollten sie sagen: „Schmerzerreich, unser Gespieler ist auch wieder da.“ Allhier lebten Vater und Sohn im Angedenken der heiligen Mutter Genevefa, und sind auch daselbst gottselig im Herrn entschlafen.

Von dem heiligen Waldbreder Meinrad.

In der Zeit, da der Kaiser Karl Magnus regierte, lebte zu Sulgen am Donauflusse ein frommer und edler Graf, mit Namen Berthold. Der hatte unter andern Kindern ein Söhnlein, das in der h. Taufe Meinrad genannt worden war. Als der junge Meinrad fünf Jahre alt war, nahm ihn sein Vater, und ritt mit ihm nach dem Kloster Reichenau, woselbst sein Vetter Heddo Abt war. Dieser nahm das Kind freundlich auf, und gab es dem Vater Erlebold in die Lehre und Pflege. Meinrad erwuchs in aller Gottesfurcht, war andächtig in der Kirche, und lernte gar wohl und fleißig. Als er älter geworden war, las er mit großer Begierde in den heiligen Schriften und der Väter Historien, und schrieb auch das alte und neue Testament reinlich und schön ab. So kam es denn, daß er alsbald zum Diakon, und im Laufe der Jahre zum Priester geweiht wurde, und so jung Meinrad war, leuchtete er doch allen andern Mönchen an Frömmigkeit vor, gleichwie der Morgenstern an Glanz vorleuchtet den andern Sternen. Deshalb wurde er auch in ein Kloster-

lein am Zürchersee geschickt, damit er die Mönche daselbst in den heiligen Lehren unterrichtete. Und er that dieses mit Fleiß und Eifer.

Doch stand Meinrad's Sinn schon lange dahin, nach der Väter Weise in der Einsamkeit zu leben, und allda dem lieben Gott zu dienen mit Fasten und Beten. Als er daher von den Landleuten hörte, jenseits des Sees sei ein hoher Berg, so man den Ghel heiße, und dabei eine Gnöde, darin kein Mensch wohne, sagte er eines Tages zu einem jungen Mönch: „Nimm ein Schifflein und zwei Ruder, wir wollen über den See fahren, und in den Bächlein, die dort rinnen, fischen.“ Der junge Mönch that nach Meinrad's Willen, und sie fuhren den See ab gen Rapperdöwyl. Daselbst angekommen, gingen sie tiefer in die Wildniß, und fischten, und Meinrad fand Gefallen in dieser Gnöde. Gegen Abend gingen sie mit einander wieder nach Rapperdöwyl, wo sie in einer gottesfürchtigen Wittwe Haus einkehrten, die Fische brieten, und das Abendbrod verzehrten. Sie sprachen während des Essens von geistlichen Dingen, und da Meinrad sah, daß die Wittwe eine gute, fromme Frau sei, sagte er, vor dem Weggehen zu ihr: „Es wäre ein armer Priester, und dieser möchte gern auf dem Ghelberg wohnen, so ihm Jemand um Gottes Willen Nahrung reichete.“ Die Wittwe antwortete, und sprach: „Wann ich einen solchen Priester wüßte, der da Gott diene, wollte ich ihn keinen Mangel an Nahrung leiden lassen. Der liebe Gott hat mir viele zeitliche Güter geschenkt, auch habe ich kein Kind, gerne will ich meine Güter mit Menschen theilen, die Gott dienen.“ Also schieden sie von einander, und die beiden Mönche fuhren wieder zurück über den See in das Kloster.

Als ein Jahr um war, und St. Meinrad keine Ruhe fand, fuhr er abermals über den See, und ging zu der Wittwe, und fragte sie: ob sie noch Willens wäre zu thun, wie sie vor einem Jahre zugesagt. Die Wittwe sprach: „Ja.“ Da sagte Meinrad zu ihr, er wäre jener Priester, der auf den Egelberg ziehen wollte, daselbst dem lieben Gotte zu dienen; und er bat sie, ihm die nöthige Nahrung zu reichen. Die Wittwe aber sah ihn an, und da er noch sehr jung war, sagte sie: „Lieber Herr, Ihr seid zu schwach, ein solch hartes Leben zu führen.“ St. Meinrad antwortete: „Ich habe meine Hoffnung auf Gott gesetzt, der wird mich stärken.“ Als sie seinen festen Vorsatz sah, sprach sie: „Wohlan! Gott verleihe seine Gnade und Hülfe! Ich will thun nach meinen Worten.“

Nun verabschiedete sich Meinrad bei seinen Klosterbrüdern, und zog auf den Egelberg, und baute sich ein kleines Hüttlein. Die Wittwe aber versah ihn alle Wochen einmal mit Speise, die er mit großem Abbruch genoß; auch ließ sie ihm ein Händlein bauen, dieweil das seinige gar zu armselig war. Und so diente er hier durch sieben Jahre Gott mit Messelosen, Beten und Fasten.

Bald ging in der ganzen Gegend ein stark Gerücht von St. Meinrad's heiligem Leben und Wandel, und viele Leute gingen auf den Egelberg, ihn zu besuchen. Da dachte Meinrad: „Die Leute hindern mich am Beten und Betrachten, ich will tiefer in der Wildniß meine Wohnung aufschlagen.“ Und, da eines Tages wiederum seine Klosterbrüder kamen, ihn zu besuchen, ging er mit ihnen tiefer in die Wildniß hinein, wo ein Wasser rinnt, das die Albe heißt. Indessen sich diese mit Fischen erlustigten, ging er in der Wildniß umher, und

sand da einen ebenen Waldboden und einen schönen Brunnen, der ihm gefiel, und er beschloß, hier zu wohnen bis an sein Lebensende. Als daher seine Brüder wieder heimgekehrt waren, ging er zu der Wittve, sagte ihr von seinem Vorhaben, und sprach: „Ich danke Euch für die Gutthat, die Ihr mir erwiesen; ich will für Euch getreulich zum lieben Gotte beten, und er wird Euch Alles vergelten. Lebet wohl.“ Dann verließ er sein Häuslein auf dem Egelberg, nahm seine Bücher, und zog in die Wildniß, der finstere Wald genannt. Auf dem Weg dahin fand er ein Nest auf einem Baume, in dem zwei junge Raben waren; diese nahm er mit sich, um für sie zu sorgen. An Ort und Stelle aber baute er mit frommer Menschen Hülfe ein Hüttlein, und daneben eine Kapelle.

Sechs und zwanzig Jahre lebte St. Meinrad in dem finstern Walde. Den armen Leuten, die zu ihm kamen, gab er sein übriges Brod, das ihm andere hinwiederum gegeben hatten. Vielen gab er einen guten Rath, und an seine Klosterbrüder schrieb er Briefe, in denen er sie liebevoll ermahnte, ein gottseliges Leben zu führen, und fromme Mönche zu sein. Die wilden Thiere im finstern Walde, als Bären, Wölfe und Luchse thaten ihm nichts zu Leid, nur die Rehböcke kamen, und fraßen ihm seinen Kobl, den er baute, ab. Die Vögelchen kamen aber sonderlich zur Winterzeit in seine Zelle geflogen, und leisteten ihm Gesellschaft; vor allen aber liebte er die zwei jungen Raben, die er aufzog und speiste; diese waren stets bei ihm, und er hatte mit ihnen seine Lust und seine Kurzweil. Seinen Leib aber hielt St. Meinrad streng. Er aß nur Brod oder Gemüse; sein Trank war das frische Wasser, sein Bett war die bloße Erde und sein Kops-

kissen ein hölzerner Block. Doch schlief er nicht viel; mit dem Frühesten betete er schon in der Kapelle, und wenn es schon Nacht, und Alles im finstern Walde stille war, kniete er noch vor dem Altare; ja er betete oft die ganze Nacht hindurch. Insbesondere ehrte er die heilige Jungfrau, und rief sie an als seine süße Fürsprecherin beim Herrn. Des aber ergrimmete der böse Feind, der nichts Gutes leiden mag, und verursachte dem frommen Waldbruder viele und schwere Plage. St. Meinrad aber floh jedesmal zum Gebete, legte sich mit gekreuzten Armen auf sein Angesicht, und rief den lieben Gott um Hülfe an. Der half ihm auch getreulich.

Es waren aber damals zwei gottlose Menschen, von denen der eine Richard, der andere Peter geheissen; diese sprachen zu einander: „Meinrad ist ein geiziger Mönch und ein Gleisner; er nimmt den Leuten, die zu ihm kommen, unter dem Scheine eines heiligen Lebens Geld ab, wir wollen ihn um das Leben bringen, und sein Geld rauben.“ Darauf stiegen sie in ein Schiffelein, fuhren über den Zürchersee, und fragten fleißig nach dem Wege zu St. Meinrad's Behausung, gleich als kämen sie in der besten Absicht.

St. Meinrad las zu derselben Stunde die h. Messe, und als er eben des Herrn Leib aufwandelte, kam vom Himmel her ein Engel zu ihm, der sprach: „Meinrad, Meinrad, Gott hat mich zu dir gesandt, dir zu verkünden, daß er dir den Lohn für deine große Arbeit geben wolle; sei unverzagt, und leide geduldig; Gott will mit dir sein in allen deinen Nöthen.“

St. Meinrad erschrad darob sehr dem Gleische nach, aber sein Geist war männlich und willig. Er legte sich kreuzweis vor dem Altar auf sein Angesicht, und bat den

lieben Gott, daß er ihm beistehe. Hierauf ging er in seine Zelle.

Es währte nicht lange, so pochten die zwei Räuber an der Thüre; die beiden Raben aber erhoben ein großes Geschrei. Et. Melurad nahm Brod in die eine Hand und einen Becher mit Trank in die andere Hand, öffnete die Thüre, und sprach: „Seid begrüßt, kommt herein, setzt euch nieder, eßt und trinkt, und thut alsdann, weshalb ihr hieher gekommen seid.“ Die Räuber sahen Et. Meinrad an, und fragten ihn: „Weshalb sind wir denn hieher gekommen?“ Er aber antwortete ihnen: „Ihr seid gekommen, mich um das Leben zu bringen. Gott hat es mir geoffenbart, ich aber habe ihn gebeten, daß er mich stärke.“

Die Mörder erzürmten nun in ihrem Herzen, und schrieten: „Weil du es selbst sagst, muß es geschehen. Gib uns das Geld, das du geraume Zeit her zusammengehackt hast, du mußt sterben.“ Et. Meinrad sah gen Himmel und sprach: „So lieb mir Gott im Himmel ist, so gewiß habe ich weder Gold noch Silber, noch sonst etwas, es sei denn, was ihr hier auf dem Tische gesehen habt.“ Sie aber fielen über ihn her, und schlugen ihn mit Knütteln zu Boden. Et. Meinrad aber rief, indem er niederfiel: „Meine Söhne, zündet mir ein Licht an, daß meine Seele nicht ohne Licht aus der Welt scheide.“ Darauf schied seine Seele vom Leibe, und die Engel trugen sie vor das Angesicht Gottes. Den ganzen Wald aber erfüllte ein so lieblicher Geruch, wie ihn alle köstlichen Exzerzien und Maiblumen nicht von sich geben. Ob diesem Wunderzeichen erschrakten die beiden Mörder heftig, und sahen einander an, und sprachen: „Wir haben übel gethan an diesem heiligen Manne.“ Und einer

glug in die Kapelle, und nahm einen Leuchter vom Altar, und stellte ihn neben den Leichnam. Indem er aber hinging, Feuer zu holen, um die Kerze darauf anzuzünden, fing diese von selbst an zu brennen. Da erschraden sie noch mehr, und liefen eilends davon; die beiden Raben aber flogen ihnen mit großem Geschrei nach, schlugen die Flügel, und schossen ihnen auf die Köpfe. Auf diese Weise kamen sie bis zum Dorfe Walltrau, woselbst sie Schutz und Obdach zu finden hofften. Allein allda stand ein Zimmermann, dem St. Meinrad ein Söhnlein aus der h. Taufe gehoben hatte, vor seiner Hausthüre, und pflog der Ruhe des Feierabends. Als dieser die Raben daher fliegen sah, sprach er: „Lieber Gott, das sind ja meines Vaters St. Meinrad's Raben, die Töben haben ihm gewiß etwas zu Leide gethan, und die Raben verfolgen sie deshalb.“ Er rief seinen Brüdern und sprach: „Geht ihnen nach, indeß ich hinlaufe, nach St. Meinrad zu sehen.“ Er lief nun, so schnell er konnte, dem finstern Walde zu, und fand allda zu seinem großen Leidwesen den Leichnam Meinrad's am Boden liegen; die Kerze zu seinen Füßten brannte hell und klar, auch roch es ringsum süß und lieblich. Er rief, als er dies sah, mit klagernder Stimme: „Ach mein lieber Vater Meinrad, ach mein lieber Vater Meinrad,“ und lief wieder nach Walltrau zurück, wo er sein Weib in den Wald gehen ließ, bei der Leiche zu wachen, indeß er den Mördern nachgehe. Er fand sie in einem Wirthshause, und nahm sie mit Hülfe seiner Brüder gefangen, und band sie; die Raben waren dergleichen da, und schossen an die Fenster des Wirthshauses, weshalb man es von dieser Zeit an zum Kappen nannte. Hierauf führten sie die beiden Mörder vor den Reichsvogt Adalbert in Zürich,

der sie nach kaiserlichem Recht mit dem Rabe hinrichten ließ; worauf ihre Leiber verbrannt, und die Asche in das Wasser geschüttet wurde, damit sie versiehe.

In der ganzen Gegend aber war großes Herzeleid um den lieben Einsiedel St. Meinrad. Als der Bote die Leidsbotschaft im Kloster Reichenau gemeldet hatte, kam der Abt mit der ganzen Brüderschaft, den Leichnam abzuholen. Unter Psalmenfingen trugen sie ihn durch den Wald, und viele Menschen gingen hinterher und weinten. Die Eingeweide begrub man auf dem Egel, wo St. Meinrad durch sieben Jahre Gott gedient hatte, der Leichnam selbst aber ward im Kloster Reichenau beigesetzt. Es geschah dies im Jänner 863 nach des Herrn Geburt; im Jahre 1039 wurde Meinrad seines gottseligen Lebens wegen vom Papste heilig gesprochen.

Lange, nachdem dieser fromme Waldbruder gestorben war, stand die Kapelle und das Häuslein daneben leer; Wind und Wetter hausten darin, und es ward allgemach baufällig. Doch wallte noch viel Volk, daselbst zu beten. Nach 43 Jahren kam ein frommer Herr, Benediktus genannt, der baute das Häuslein wieder und die Kapelle, und wohnte hier; die Leute, die ihn liebten und ehrten, nannten ihn nur Vater Benno; nach seinem seligen Tode wohnte noch ein dritter Einsiedel da, und von dieser Zeit an ward der Ort zu den Einsiedeln genannt. Nun aber steht auf dem Platze, wo St. Meinrads Kapelle und Klause standen, das berühmte Kloster Einsiedeln mit der schönen Kirche, der h. Jungfrau geweiht. In dieser Kirche ruhen und rasten die Gebeine St. Meinrads, die man vom Kloster Reichenau herüberbrachte. Und noch heut zu Tage pilgern wie damals viele Menschen von Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht dahin, und

verrichten ihre Andacht, und beichten den frommen Priestern, die hier wohnen. Frohen und leichten Herzens lehren sie alsdann wieder in ihre Heimath zurück, und preisen und loben Gott, und die h. Jungfrau, die hier so viele Gnaden austheilt, und erzählen zu Hause wohl auch den lieben Ihrigen die Geschichte von St. Meinrad, dem gottseligen Einsiedel.

Der gottselige Mönch Rotker.

Im Kloster zu Sankt Gallen lebte zu der Zeit, als König Karl, der Dicke genannt, regierte, ein frommer Mönch, mit Namen Rotker, aus Heiligenau in der Schweiz gebürtig. Er hatte Gott lieb, und suchte ihn durch Beten und fromme Uebung zu gefallen. Meist war er in seiner Zelle, woselbst er vor dem Kreuzstie kniete, und des Herrn bitteres Leiden und Sterben unter häufigem Vergießen von Zähren betrachtete. Oder er ging in den Klostergarten, und arbeitete daselbst mit Hacke und Schaufel, oder er versafte schöne geistliche Lieder, darin er Gottes Allmacht und Liebe pries, oder die Freuden und Schmerzen der seligsten Jungfrau Maria auf eine gar anmuthige Weise besang.

Als Rotker das Alter hatte, und in Allem wohl unterrichtet war, weihte ihn der Abt zum Priester. Er versah dieses englische Amt zu aller Erbauung, und seine größte Angelegenheit war Tag und Nacht, die Sünder auf den rechten Weg zurückzubringen und die Frommen im Stande der Gnade zu erhalten. Die Armen sah er an als seine

liebsten Freunde und Brüder, und unterstützte sie mit leiblichem und geistlichem Almosen. Das wußten sie wohl, und kamen schaarenweise nach St. Gallen, und in der ganzen Gegend pries man den frommen und mildthätigen Vater Noster.

Auch der Kaiser kam öfters nach Sankt Gallen ins Kloster, und gewann den frommen Vater lieb, und machte ihn zu seinem geistlichen Rath. Nicht selten schickte er Boten mit Briefen an ihn ab, worin er seine Meinung und seinen Rath begehrte. Einmal, da Noster eben nach seiner Gewohnheit im Garten arbeitete und Unkraut andreute, damit es den andern Pflänzlein nicht Nahrung und Gedeihen entziehe, und an dessen Stelle andere gute Kräutlein pflanzte, kam ein Bote des Kaisers und begehrte Antwort auf ein Schreiben. Noster richtete sich, in der einen Hand das Unkraut, in der andern die guten Kräutlein von der Erde auf, und sagte zu dem Boten: „Siehst du, was ich hier mache? Gehe hin und sage dem Kaiser, er möge ein Gleiches thun.“ Darob verwunderte sich der Bote, und ging hin, und that Kaiser Karl'n Meldung. Dieser lächelte, und verstand Nosters Antwort wohl, und wars zufrieden.

Ein andermal kam der Kaiser selbst nach Sankt Gallen. Er hatte viele vornehme Begleiter bei sich, die auf schönen Pferden ritten, und kostbar gekleidet waren; unter ihnen besand sich auch sein Hofkaplan, ein gelehrter Herr, aber eines stolzen, hochfahrenden Gemüths. Als dieser sah, wie der Kaiser gnädig mit Noster umging, und ihn über Vieles befragte, sah er sehr übel dazu, und meinte, er könne so gut sein geistlicher Rath sein als dieser Mönch, der ja wegen seiner schweren Zunge ohnedies nicht recht rede. Als er daher mit

den andern Hofsleuten einfiel durch die Kirche ging, und Noller in dem Stuhle knien und beten sah, sagte er zu seinen Gefährten: „Seht! das soll der gelehrteste Mann sein in des Kaisers Reich; gebt Acht, ich gehe hin, und stelle eine Frage an ihn, die seine Weisheit beschämen wird.“ Er ging also zu dem heiligen Manne und sprach: „Gelehrter Mann, was thut jetzt unser lieber Herr Gott in dem Himmel?“ Noller stand auf, grüßte den Hofkaplan und antwortete demüthig: „Ich weiß es wohl; was er alle Zeit thut, das thut er auch jetzt, und wird es mit dir auch thun: „„Er erhöht die Demüthigen, und erniedriget die Hochmüthigen.““ Da lachten die Hofherren über die Naßen, und der Kaplan ward vor Zorn und Scham bald roth und bald weiß, und ging, ohne ein Wörtlein zu sagen, zur Kirchthüre hinaus. Der Heilige aber kniete wieder nieder und betete.

Doch damit war es noch nicht abgethan. Denn als der Kaiser nach drei Tagen wieder abreiste, und der Hofkaplan sich voll Verdruss auf sein schönes Pferd setzte, und ohne Gruss weiterritt, geschah es, daß sich das Pferd bäumte, und den Hofkaplan rücklings zu Boden warf; er zerschlug sich das Gesicht, und brach überdies einen Fuß. Die Klosterbrüder eilten sogleich herbei, hoben ihn auf und trugen ihn in das Kloster, sein zu pflegen; sie verbanden ihn und wandten alle Hülfsmittel an, doch wollte alle Wart und Pflege nicht helfen, und mit dem Kranken ward es je länger je ärger. Da wurde mittlerweile auch die Geschichte bekannt, wie der Hofkaplan den frommen Vater Noller in der Kirche versucht, und dieser ihm hlnwiederum seinen Unfall geweissagt habe. Die Elnen, so es hörten, sprachen: „Es ist ihm recht geschehen; Gott erhöht die Demüthigen und erniedrigt die Hoch-

müthigen;" andere jedoch, denen seine Leiden zu Herzen gingen, begaben sich zu dem kranken Hofkaplan und sprachen zu ihm: „Willst du gesund werden, so rufe den gottseligen Koster, und thue Abbitte bei ihm, und begehre seinen Segen.“ Der Hofkaplan aber dachte, er wolle sich nicht zum zweitenmal beschämen lassen, und verachtete ihre Mahnung. Indessen wurden die Schmerzen am Fuße heftiger und heftiger, und der Kranke seufzte oft und sehr. Endlich um Mitternacht brach der Schmerz seinen Stolz, und er sprach weinend zu den Mönchen: „Geht eilig hin, und holei zu mir, Unwürdigen, den Diener Gottes, daß er mir verzeihe und mich segne.“ Die Mönche gingen hin, und weckten Koster, der sogleich aufstand, und in die Krankenzube eilte. Als er zur Thüre eintrat, rief ihm der Kranke von seinem Bette aus entgegen: „Heiliger Vater, ich habe wider Gott und wider dich gesündigt, indem ich dich also versuchen wollte. Verzeihe mir um Gottes willen, und berühre meinen kranken Fuß, so hoffe ich gesund zu werden.“ Koster erhob seine Augen und Hände zum Himmel und betete, und alsbald wich der Schmerz, und der Kranke empfand Linderung, und das Bein fing allmählig an, zusammenzuwachsen, und in wenigen Tagen ward es heil. Froh und gebessert begab sich nun der Hofkaplan wieder zu Kaiser Karl, und segnete in seinem Herzen den gottseligen Koster.

Dieser aber lebte noch eine geraume Zeit im Kloster, und stritt tapfer gegen die Versuchungen des Fleisches und die Eingebungen des Satans, und ist darnach den 6. April 912 gottselig im Herrn entschlafen. Sein Grab ist zu St. Gallen, und manchem Glenden ist daselbst durch des

gottseligen Dieners Hürbitte im Himmel geholfen worden. Wenn man am dritten Sonntag nach Ostern nach Et. Galien kommt, und in die Kirche geht, so kann man hier seinem Feste beiwohnen, das die Ordensbrüder mit großer Feier begehen.

Der heilige Ulrich,

Bischof von Augsburg.

Am Ende des neunten Jahrhunderts lebte Hubaldus; der war Graf von Dillingen und Kyburg, und hatte eine Gemahlin mit Namen Dietburga. Beide waren edel und reich, und ihre Sinne standen nach Gott und dem Himmel. Deshalb schenkte er ihnen ein Söhnlein, das sie Ulrich nannten, und mit Fleiß und Sorgsamkeit erzogen. Doch wollte dieses Kind im Anfange nicht gedeihen; es war mager und schwach von Körper, und die Aeltern hatten deshalb ein großes Herzeleid. Da kam eines Tags ein Mönch zu ihnen, und ward gastfreundlich aufgenommen. Als dieser das Kind sah, sprach er: „Man entwöhne das Kindlein, alsdann wird es wohl gedeihen, und groß werden vor Gott; wosern aber solches nicht geschieht, wird es noch diese Nacht sterben.“ Also ward das Kindlein entwöhnt, und kam wieder zu Kräften, und gedieh zum Wunder und zur Freude Aller, insbesondere seines Vaters und seiner Mutter.

Da Ulrich älter geworden war, brachte ihn Hubaldus nach St. Gallen ins Kloster, und empfahl ihn den frommen Mönchen daselbst, auf daß er von ihnen wohl unterrichtet,

und in geistliche Zucht genommen werde. Vater Maning lehrte ihm sofort die Grammatik, Vater Hartmann unterwies ihn in der Gottseligkeit, und das Söhnlein fügte sich unter der Meister Zucht, und nahm zu wie an Alter, so an Weisheit und Tugend.

Es lebte aber dazumal, nicht entfernt von der Abtei, eine gottselige Klausnerin mit Namen Wiborada. Zu dieser ging der Jüngling Ulrich oftmals, und sprach mit ihr, wie er es anzugehen habe, um dem lieben Gotte zu gefallen; sie aber gab ihm gute Lehre und Weisung. Einstmalen, da er wieder zu ihr gekommen war, schenkte sie ihm einen Gürtel, den sie mit eigenen Händen gefertigt hatte, und sprach zu ihm: „Mein Sohn! nimm hier diesen Gürtel, und gürte deine Lenden damit. Er sei dir ein Zeichen, stets rein und keusch zu leben, und alle Begierlichkeit des Fleisches zu fliehen. Wirst du in Versuchung geführt, so eile hinweg von dem Orte und bete! Will der Versucher nicht weichen, so vertilge Feuer mit Feuer!“

Ulrich nahm den Gürtel, und legte ihn an, und darüber that er ein rauhes Bußkleid, und führte ein strenges Leben, wohl wissend, daß Ueppigkeit zur Sünde führt. Sein Kopfstücken war ein Stein, und seiner Seele Nahrung das Gebet. Wann die Klosterbrüder kamen, nach Mitternacht die Mette zu singen, fanden sie Ulrich schon im Chor stuhle knien, oder ausgestreckt liegen auf bloßer Erde und beten. Insbesondere las er gerne in den heiligen Schriften, und zog aus ihnen die süßesten Lehren, um das Volk damit zu tränken in künftiger Zeit.

Mittlerweile war die Zeit herbeigekommen, in der Ulrich einen Stand wählen sollte. Er betete zu diesem Ende Tag

und Nacht um Rath und Erleuchtung, und fragte Wiborada, ob er im Kloster bleiben, oder von da gehen solle. Diese antwortete: „Ich will Gott im Gebete darum befragen, und dir nach drei Tagen Bescheid geben.“ Da die Frist zu Ende war, sprach sie zu Ulrich: „Es ist Gottes Wille nicht, mein Sohn, daß du allhier bleibest; du sollst vielmehr gegen Ausgang hin gehen, und da, wo ein Fluß zwei Länder scheidet, als Bischof dem Herrn dienen. Du wirst von Heiden und Christen daselbst viel zu leiden haben; doch wirst du am Ende siegen, und als Bischof deine Tage in Ruhe verleben.“

Ulrich nahm sofort Abschied von Wiborada und den Mönchen zu St. Gallen, die ihn ungern gehen ließen, und zog heim zu seinen Aeltern gen Dillingen, welche sich über die Massen freuten, ihren lieben Sohn so gesund und mit so vielen Tugenden geziert wieder zu sehen. Nun lebte damals zu Augsburg ein frommer Bischof mit Namen Adalbero; zu diesem brachten die Aeltern Ulrich, und empfahlen ihn seiner Zucht und Lehre. Adalbero nahm den Jüngling freundlich auf, und da er seinen guten Wandel und seine Kenntniß in der heiligen Schrift sah, ernannte er ihn, so jung Ulrich war, zum Kämmerer seiner Kirche, als welcher er für den Schmuck der Altäre, und für die geistlichen Gewänder Sorge tragen mußte. In der Folge weihte er ihn zum Priester, und gab ihm eine Domherrnstelle.

Ulrich lebte gleicher Weise zu Augsburg hart und streng wie im Kloster St. Gallen; er betete und studirte, und that den Armen viel Gutes.

Nach einiger Zeit machte er eine Pilgerfahrt nach der Stadt Rom, und betete daselbst an den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus. Dann ging er zu dem Papste

Marinus. Dieser nahm ihn freundlich auf und fragte Ulrich, wer er wäre und von wannen er komme? Ulrich antwortete: „Heiliger Vater, ich heiße Ulrich, und bin ein deutscher Mann, und Kaplan des Bischofs Adalbero von Augsburg.“ Der Papst sprach hierauf: „Mein Sohn, Bischof Adalbero ist todt, und hat des Leibes Mühsal überwunden. Es ist aber Gottes Wille, daß du an seiner Statt Bischof seiest.“ Als Ulrich solches vernahm, empfand er großes Herzeleid, und sagte, „Er wäre nicht würdig eines so hohen Amtes.“ Doch der Papst antwortete, vom heiligen Geiste getrieben: „Ulrich, wenn du jezo das Schiffelein der Kirche nicht regieren willst, da sie noch ruhige Tage hat, wirst du es, bestürmt und geängstigt von vielen Gefahren, bereinst regieren und leiten müssen.“

Also sprach der Papst; Ulrich aber fuhr wieder gen Augsburg, und fand hier des heiligen Mannes Worte wahr, denn Adalbero war gestorben, und Hiltin in der Zwischenzeit zum Bischof erhoben worden. Auch hatte Ulrichs Vater das Zeitliche gesegnet. Er ging nun, seine Mutter zu trösten, und besuchte zu Heresheim des Vaters Grab, und lebte durch fünfzehn Jahre in der Einsamkeit, und diente Gott Tag und Nacht auf jegliche Weise.

Da starb Bischof Hiltin, und das Volk und der Klerus wählten Ulrich zum Bischof von Augsburg, und der König Heinrich, welcher dazumal in den deutschen Landen regierte, gab gleichfalls seinen Willen dazu. Am Tage der unschuldigen Kinder ward er sofort consecrirt, und die Aussage der Klausnerin Wiborada hatte sich erfüllt, Ulrich werde gen Ausgang, da wo ein Fluß zwei Länder scheidet, als Bischof

dem Herrn dienen, denn der Lech scheidet allhier Schwaben von Baiern.

In Augsburg der Stadt und ringum in der Gegend war große Freude ob Ulrichs Wahl; er aber bedachte bei sich die Worte des Apostels Paulus, wie daß ein guter Bischof sein solle, und nahm sich der Kirche und des Volkes mit allem Eifer an. Die Slaven und Ungarn hatten kurz vorher Stadt und Land verheert, und die Kirchen verbrannt und die Kapellen niedergerissen, und große Noth angestellt. Viele Geistliche waren getödtet worden, selbst die gottselige Klausnerin Wiborada hatte den Märtyrertod erlitten. Es wuchs weder Korn noch Wein, und die Domkirche zu Augsburg lag in Schutte. Da ging nun Ulrich im Vertrauen auf des Herrn Beistand tapfer an das Werk, und ließ Bauleute kommen, und Holz und Steine herbeiführen, und zimmern und meißeln und mauern. Er sprach den Leuten Muth ein, und predigte, und war bald hier bald dort in dem Bisthum. Am Tage diente er Gott mit Martha, des Nachts aber saß er mit Maria zu des Herrn Füßen.

Hielt er seinen Hof zu Augsburg: so war seine Lebensweise also beschaffen: Um drei Morgens betete er mit seinen Kanonikern den Chor; alsdann wohnte er dem Hochamte bei, und zuletzt las er selbst unter Vergießung vieler Zähren die heilige Messe. Den Tag über betete er die Tagzeiten der seligsten Jungfrau, und wenn er vermochte den ganzen Psalter. Wann er speiste, durften die Armen und Hungerigen nicht fehlen; er legte ihnen Speise vor, und wusch Zwölfen täglich die Füße, gleichwie der liebe Herr Jesus beim letzten Mahle gethan. Ulrich selbst aß indeß nur wenig und aus hölzernen Schüsseln, und kasteite seinen Leib oft

und sehr. Des Nachmittags besuchte er die Kranken, und tröstete sie liebevoll und erquickte sie leiblich, und geistlich. Auch der Fremden vergaß der fromme Bischof nicht; ein eigener Priester mußte nach seinem Willen dieselben beherbergen, und ihnen Kleider und Speise reichen. Des Nachts ruhte er auf einem Teppiche und eine Binsenmatte war seine Decke. Oftmals aber schlief er gar nicht, sondern durchwachte die Nacht im Gebete. Kam die heilige Fastenzeit heran, so mehrte er seine frommen Uebungen; er betrachtete das bittere Leiden seines Herrn und Meisters, und hielt insbesondere in jener Woche seinen Leib hart und streng, in der auch der Leib des Gottessohnes für der Welt Sünde mit Blut und Wunden war bedeckt worden. Am Charfreitag durften auch die geistlichen Herren, die um ihn waren, nichts genießen als Brod und etwas Bier. Um diese Zeit besuchte er auch die Kirchen und Klöster seines Sprengels als: Reichthwang, Etasensee, Rüßen, Wiesensteig, Habach, und sah nach, ob Alles wohl stehe und geistliche Zucht und Sitte wohl bewahrt würden. Es war ihm kein Weg zu weit und zu schlecht und kein Wetter zu schlimm und kein Berg zu hoch und kein Thal zu tief. Einstmalen kamen etliche Bauern aus dem Allgäu zu Ulrich; diese waren sehr furchtsam, und getrauten sich nicht zu riden. Da sprach der Bischof gütlich: „Lieben Leute, was ist Euer Wunsch und Begehr?“ Die Bauern, dadurch ermuntert, sagten, sie hätten aus eigenen Mitteln eine Kirche erbaut, aber könnten keinen Bischof finden, sie einzuwihen, weil sie in einer gar rauhen und wüsten Gegend liege zwischen Wäldern und Bergen. Als dieses Ulrich vernommen, ging es ihm also zu Herzen, daß er weinte und sprach: „Ich will

mit Euch gehen, und Eure Kirche weihen.“ Und er ging hin auf langen und bösen Wegen ins Allgäu, und weihte die Kirche. Kam Ulrich in ein Dorf, so ließ er die rechtschaffensten Bürger vor sich kommen, und befragte sie nach dem Leben und Thun ihrer Mitbürger, und hörte Klagen an und Wünsche, und schlichtete Handel, und Prozesse, und half auf jede Weise. Die Pfartherren aber ermahnte er eindringlich, die Kindlein zu taufen, des Herrn Wort zu verkünden, die Kranken zu besuchen, die Fremden wie unsern Herrn aufzunehmen und Wittwen und Waisen zu unterstützen. Insbesondere trug er Sorge, daß das Kirchengut wohl bewahrt bleibe, und nahm es unter seine Obhut und Pflege.

Also gedieh und blühte des Herrn Weinberg unter St. Ulrichs Leitung, und man sah allenthalben wieder Kirchen und Klöster, und das Böse nahm ab, das Gute aber wuchs.

Da geschah es, daß die Ungarn, welche schon einmal in den deutschen Landen übel gehaust hatten, hinwiederum kamen, und sengten und brennten. Eine große Schaar zog vor Augsburg, die Stadt einzuschließen, und zu plündern. Da entstand denn ein großes Jammergeschrei in den Straßen, und Niemand wußte weder Rath noch Hülfe. Nun nahm Ulrich seine Zuflucht zu dem lieben Gotte, und gebet, die Frauen der Stadt sollten ihre Säuglinge und Kinderlein in die Kirche tragen, und vor den Altar auf die bloße Erde niederlegen. Solches geschah; darauf ging Ulrich selbst hin, und kniete nieder, und vermischte sein Gebet mit dem kläglichen Gewimmer der unschuldigen Kinderlein, und flehte um Gnade und Hülfe. Das drang in den Himmel; auf einmal

wendete sich der Feind um, und zog ab, und Augsburg ward gerettet.

Nach diesem machte Ulrich zwei Reisen. Die erste ging an den Hof des Königs Heinrich, der seines Rathes und Dienstes begehrte. Doch wollte er daselbst nur ungerne, indem er weder weltliche Ehre noch irdische Pracht liebte; sein Sinn stand vielmehr nach Augsburg, und er war froh, als er Urlaub bekam, und er wiederum als treuer Hirte seine Schäflein weiden und leiten konnte.

Die zweite Reise ging nach St. Moriz in Wallis in der Schweiz, woselbst der heilige Moriz um Christi willen sammt seinen Genossen war getödtet worden, und begraben lag. Der Bischof bekam hier auf den Befehl des Königs von Burgund von dem Klosterabte einige Reliquien des Heiligen, mit denen er voll Freude wieder gen Augsburg zog. Auf dem Wege besuchte er auch den heiligen Eberhard, Abt zu Einsiedeln. Sie erquickten sich mit süßen, heiligen Reden, und als es zum Scheiden kam, und die frommen Männer sich küßten, und sehr weinten, sprach Eberhard zu Ulrich: „Wir sehen uns in diesem Leben nicht mehr.“ Da antwortete Ulrich: „Ehrwürdiger Vater, weißt du die Zeit, da ich scheiden muß aus diesem Leben?“ Eberhard sprach: „Du gehst noch nicht nach Hause, aber das ich wahr rede, wirst du alsbald erfahren.“ Ulrich schied, und ehe er heim kam, vernahm er die Kunde, Abt Eberhard sei gestorben. Endlich lehrte er über Reichenau und Konstanz in die Stadt Augsburg zurück. Das Volk und die Geistlichkeit kamen ihm eine Strecke Weges entgegen, und holten unter Gebet und geistlichen Liedern die h. Reliquien des Märtyrers St. Mauritius ab, die sofort in einen gar kostbaren, mit Gold und

Elber verzierten Sarg eingeschlossen, und in der Domkirche öffentlich zur Verehrung ausgestellt wurden.

Hierauf wohnte Bischof Ulrich einer großen Synode bei, welche Otto des Königs Heinrichs Sohn zu Augsburg abhalten ließ. Dasselbst geschah es, daß gute Vorschriften gegeben wurden, wie Geistliche und Laien ihr Leben bessern möchten, auch schenkte Otto der Stadt Augsburg etliche Freiheiten und Privilegien.

All das erfreute des frommen Bischofs Herz höchlich, dagegen ward dasselbe nicht minder betrübt, als er hörte, der Sohn Ottos mit Namen Luitolf, Herzog der Alemanen, ziehe feindlich gegen Heinrich, den Bruder des Kaisers, seinen Oheim. Der Kaiser nahm sich seines Bruders an, und so entstand Zwietracht und Spaltung in den deutschen Landen. Auch Ulrich sollte sein gut Theil davon kosten, denn der Freund Luitolfs, der Baiernherzog Arnulph, zog raubend und plündernd in die Nähe Augsburgs, und that vielen Schaden daselbst. Ulrich floh in das feste Schloß Memmingen, woselbst er zur Abwehr und Sicherheit Schanzgräben aufwerfen ließ. Arnulph zog ihm nach, umstellte das Schloß, und verlangte von dem Bischof, dem Kaiser, seinem Herrn, untreu zu werden, und dem aufrührerischen Sohne zu huldigen. Ulrich aber ließ Arnulph sagen, er werde die dem Kaiser geschworene Treue nimmer brechen. Nun begann Arnulph, das Schloß zu stürmen, und es hart zu drängen. Da nahm Ulrich seine Zuflucht wieder zum lieben Gotte, und flehte, er möge doch der gerechten Sache den Sieg verleihen, und des Kaisers Feinde demüthigen. Indem der Gottesmann noch betete, sah man plötzlich vom Schlosse aus des Kaisers Fähnlein; der Graf Adalbert und Ulrichs Bruder Dietpold zogen her-

bei, und griffen den Feind an, und schlugen ihn gänzlich. Ulrich ward nun wieder durch Gottes Gnade und der tapfern Männer Wehr befreit, doch lagen auch viele Freunde todt und unter diesen Adalbert der tapfere Graf. Ulrich ließ sie in Ehren begraben, und las für ihre Seelen heilige Messen.

Doch war es Ulrich noch nicht genug, selbst in Freiheit zu sein, und in Frieden zu leben; er wünschte auch, daß Friede werde zwischen dem Kaiser und seinem Sohne, und fürder kein Christenblut in Haß und Feindschaft fließe. Zu diesem Ende ging er mit dem Bischofe Hartbert von Chur in das Heerlager des Kaisers, das bei Illertissen an der Iller aufgeschlagen war. Als sie ankamen, standen bereits Vater und Sohn wohlgezwappnet einander gegenüber in Schlachtordnung. Doch die beiden Bischöfe, insbesondere Ulrich ließen nicht nach mit Bitten und Ermahnungen, bis sich Vater und Sohn verglichen, und das Schwert in die Scheide steckten. Freuen Hergens zog Ulrich wieder nach Augsburg, und im ganzen Lande ward Freude, und Gott ward gelobt und gepriesen.

Ueber das Jahr geschah es, daß die Ungarn wieder in Deutschland einfielen, und alle Markung von Norikum bis an den Schwarzwald verheerten. Sie kamen auch über den Lech gen Augsburg, wo nun große Noth entstand. Doch Ulrich that nicht wie ein Niethling, der, wenn der Wolf kommt, die Heerde verläßt, er vergaß seiner Schäflein nicht. Er sprach den verzagten Bürgern Muth zu, so daß am ersten Tage die Feinde von den Stadtsoldaten zurückgeschlagen wurden. Während der Nacht befahl der Bischof, den Männern, die Stadtmauern auszubessern und zu besetzen, die Frauen und Kinder aber mußten in die Kirchen gehen und

beten; er selbst wachte und betete die ganze Nacht hindurch. Als es Morgen geworden, zogen die Ungarn wieder gegen die Stadt, und die Hauptleute ließen die Soldaten mit Peitschen gegen die Mauern treiben. Augsburg ward hart gedrängt, und nur Gott konnte helfen. Und siehe auf einmal kam Kaiser Otto mit großer Mannschaft, und die Ungarn ließen nun ab von der Stadt, und zogen dem Kaiser entgegen. Ulrich nahm, als er solches gewahrte, selbst ein Pferd, und legte eine Stole an und kam mit denen von Augsburg dem Kaiser zu Hülfe. Ob auch das Heer der Christen kleiner war, siegte es doch über die heidnischen Völker, und die Ungarn wurden also geschlagen, daß sie nimmer kamen. Dies ist geschehen am St. Lorenztag des Jahres 955. Der Kaiser und Ulrich lobten und priesen Gott, und allenthalben war Freude. Doch zu Ulrichs Leidwesen fand man seinen lieben Bruder Dietbold und seinen Schwesttersohn Reginbold unter den Todten, und er begrub sie mit großer Klage, und dachte ihrer im Gebete.

Da die Ungarn die St. Afsrakirche niedergebrannt hatten, ließ er dieselbe wieder schön aufbauen; auch eine andere Kirche zu Ehren des h. Johannes des Täufers ließ er errichten, wie er denn auch ein Hospital beim heiligen Kreuze und das Kloster zu St. Stephan gestiftet hat. Hierauf machte er noch etliche Reisen und ging zum zweitenmale nach Rom.

Der liebe Gott fand großes Wohlgefallen an Ulrich seinem Diener, und ob er auch noch im Thale der Jähren wandelte, erfreute er seine Seele mit himmlischen Erscheinungen, und ließ sie die Süßigkeit des Paradieses kosten.

Am h. Oftertage hielt einst Ulrich das Hochamt ab.

Während er das h. Brod consecrirte, sah man, wie die Hand des Herrn zugleich mit Ulrich dasselbe segnete. Also Wohlgefallen fand Gott an des h. Mannes Opfer. Ulrich aber verbot denen, die solches mit angesehen, strenge, es auszusagen. Eines Nachts erschien ihm die h. Afra angethan mit kostbaren Gewändern, und führte ihn auf das Lechfeld, und offenbarte ihm daselbst geheime Dinge, die nachgehends in Erfüllung gingen, als: den Einfall der Ungarn und der Christen Sieg über sie und anderes. Auch der h. Adalbero erschien ihm, und erquickte und tröstete seine Seele und sagte ihm Verborgenes voraus. Desgleichen erhielt Ulrich von Gott die Gabe der Wunder, und er heilte durch Gebet und das Zeichen des heiligen Kreuzes viele Kranke. Nicht minder bewahrte ihn der Herr vor Verläumdung, und rettete seine Unschuld.

Denn einst saß er mit dem h. Bischöfe Konrad von Konstanz zu Tische; es war in der Nacht eines Donnerstags auf den Freitag; sie redeten bis an den Morgen von Gott und den himmlischen Dingen, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Da kam in der Frühe ein Bote von dem Herzoge von Baiern, und brachte dem Bischöfe Ulrich einen Brief. Ulrich wollte den Boten mit Speise erquicken, und gab ihm, ohne daran zu denken, daß es Freitag war, das Fleisch, so von Gestern noch auf dem Tische stand. Der Bote nahm das Fleisch, und lief sogleich zu seinem Herrn und sprach: „Ulrich, den man für einen heiligen Mann hält, hat mir am Fasttage ein Stück Fleisch gegeben.“ Als der Herzog solches vorzuzeigen befahl, zog der Diener statt des Fleisches einen Fisch hervor.

Nun war allgemach die Zeit herbeigekommen, in der Ulrich die Würde und Würde seines bischöflichen Amtes nie-

derlegen, und aus dieser Welt voll Drangsal in die ewige
 Ruhe eingehen wollte. Er pilgerte noch einmal nach Rom,
 und opferte an den Gräbern der Apostelfürsten dem Herrn
 sein Tagewerk. Auf dem Rückwege traf er in der Stadt
 Ravenna Otto den Kaiser, und sagte ihm, wie er zu Gunsten
 seines Vetzters Adalbero ab danken wolle. Der Kaiser sagte
 zu, und als Ulrich wieder nach Augsburg gekommen war,
 legte er seine bischöflichen Gewänder ab, und zog das Kleid
 des H. Benediktus an, Willens, die übrige Zeit seines Le-
 bens in einem Kloster Gott zu dienen. Adalbero aber, der
 schon längst ein Verlangen nach dem bischöf. Stuhle getra-
 gen hatte, ließ sich nunmehr als Bischof von Augsburg den
 Eid der Treue schwören. Doch dazu sahen die andere Bi-
 schöfe nicht gut, sie kamen in Ingelheim zusammen, und
 beschloffen, Ulrichs Schwestersohn, Adalbero, nicht als Bischof
 anzuerkennen, weil er noch bei Lebzeiten seines Oheims die
 bischöfliche Würde gegen Zug und Recht angenommen habe.
 Als solches Ulrich hörte, ging er selbst nach Ingelheim, den
 Streit zu schlichten; er konnte indeß Alters halber nimmer
 deutlich und laut reden, und so erklärte sein Raylan, Ger-
 hard, daß Ulrich gesinnt sei, zu Gunsten Adalberos abzu-
 danken, und nun bitte, man möge ihm die schwere Bürde
 seines Amtes, die er nun schon geraume Zeit getragen, ab-
 nehmen; sein Sinn stehe dahin, in einem Kloster nach
 St. Benedikti Regel Ruhe zu thun, und ein beschauliches Le-
 ben zu führen. Die Väter baten sich sofort Bedenkzeit aus,
 und ließen Ulrich des andern Tages wissen, es wäre aller
 Wunsch, daß er bis zu seinem seligen Ende den Bischofs-
 stuhl führe; er möge vollends ausharren, nach seinem Ab-
 leben solle alldann Adalbero Bischof sein.

Ulrich willigte ein, und behielt ferner das Bisthum inne. Obwohl er betagt und öfters krank war, arbeitete er doch unermüdet fort im Dienste des Herrn; er fuhr auf einem mit Ochsen bespannten Wagen in seinem Sprengel umher, und spendete das heilige Sakrament der Firmung aus, und that was er vermochte. Ueberdies starb nach einiger Zeit Adalbero sein Schweftersohn zu Dillingen eines schnellen Todes, und Ulrich mußte die ihm auferlegte Bürde nun gänzlich allein tragen.

Mit jedem Tag schwanden indeß seine Kräfte mehr und mehr; er vermochte es nicht mehr, das heilige Meßopfer zu feiern, und wohnte daher demselben nur andächtig bei. Oftmals mußte man ihn in die Kirche führen. Zu Hause betete er stets, und ließ sich aus geistlichen Schriften, insbesondere den Dialogen des heiligen Gregorius vorlesen.

Eines Tages, nachdem er die heilige Messe angehört hatte, legte er sich auf sein Angesicht bei dem heiligen Kreuze nieder, und blieb also eine halbe Stunde liegen. Alsdann richtete er sich wieder auf, und ließ seine ganze Habe in die Kirche bringen; es waren einige Oberkleider, sieben oder acht Tischtücher, zwei Mäntel, und zehn Schillinge Silbergeld. Als diese Stücke auf sein Geheiß vor dem Altare niedergelegt worden waren, trat er hinzu und sprach: „Ach! wozu soll mir dies Alles.“ Dann vertheilte er die wenigen Stücke unter die Armen und Geistlichen, und vermachte sein noch übriges, wenigcs Hausrath seinem Nachfolger, und bereitete sich auf sein Ende vor.

Am Feste des heiligen Johannes des Täufers empfand er noch so viele Kraft, die heilige Messe zu lesen, und gleich darauf das Hochamt abhalten zu können. Er betete inbrün-

stig, aufgelöst zu werden, und bei Christus sein zu dürfen. Als das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus herbeikam, und man zur Vesper am Vorabende läutete, wusch er seinen Leib, und ließ sich ein Sterbkleid anziehen; alsdann ging er in die Vesper, und legte sich auf die Erde nieder, um aus der Welt zu scheiden. Doch nach Gottes Willen war sein Stündlein noch nicht gekommen; er ließ sich daher wieder von der Erde aufheben, und seufzte und sprach: „O heiliger Petrus, du hast meine Wünsche noch nicht erfüllt.“ Darauf wurde er wieder nach Hause getragen. Er schlummerte ein, und erwachte wieder, und rief: „Wehe mir, daß ich Adalbero, meinen Nessen, jemals gesehen; weil ich nach seinem Willen gehandelt habe, wollen sie mich nicht in ihre Gesellschaft aufnehmen.“

So kam der Freitag nach dem Feste heran. Noch ehe die Sonne aufging, befahl er seinen Geistlichen, Asche in der Kirche zu streuen in Form des heiligen Kreuzes und zwar zum Zeichen, daß der Mensch Staub und Asche sei, und Staub und Asche werde; daß er aber im Glauben an das heilige Kreuz getrost und ruhig sterben könne. Nun legte er sich darauf, und indem die Geistlichen sangen, schied seine Seele ab vom Leibe, und ging zu Gott nach Hause. Es geschah dies den 4. Junimonat des Jahres 973. Ulrich hatte 83 Jahre gelebt, und war 50 Jahre Bischof gewesen.

Unter großem Leidwesen ward sofort des heiligen Bischofs Leichnam von dem Bischofe Wolfgang zu Regensburg in der St. Arafkirche begraben. Am Grabe selbst geschahen in der Folge viele wunderbare Heilungen, weshalb Ulrich vom Papste Johann XV. im Jahre 993 feierlich heilig gesprochen wurde.

Bis auf den heutigen Tag ruhen des Heiligen Gebeine in der St. Afra-Kirche zu Augsburg, die nunmehr auch die Kirche des heiligen Ulrichs genannt wird. Den 4. Heumonath aber geht jährlich noch sehr viel Volk dahin, um, wie billig, den heiligen Bischof zu ehren.

Der heilige Wendelin.

In Schottland, woselbst es viele hohe Berge und lustige, grüne Thäler gibt, lebte tausend Jahre nach des Herrn Geburt eines Königs Sohn, Namens Wendelin. Er hatte, was immer sein Herz nur begehren mochte, Geld und Gut, schöne Kleider und kostbare Speisen, Lustgärten und Schlösser. Da es ihm all dieses nicht gefiel; sein Sinn stand anstatt nach seines Vaters Reich nach dem Himmelreich, und er suchte, wie er dasselbe gewinnen möchte. Da ihm das Hofleben hiezu nicht geegenschaftet schien, und die Reichen nach des Herrn Ausspruch gar schwer in das Himmelreich eingeht, so gedachte er, in Armuth und Einsamkeit zu leben, und zog ein Pilgerkleid an, und nahm einen Stab in die Hand, und wanderte aus Schottland arm und dürstig hinweg, ohne solches Jemand wissen zu lassen. Er gelangte zuerst nach England, dann fuhr er über das Meer, und kam endlich nach viel Mühsal und Beschwerde in das deutsche Bisthum Trier. Da baute er sich in einem großen Walde eine Zelle, und wohnte darin, und klente nach dem Beispiel der heiligen

Väter Gott mit Beten, Fasten und Wachen. Als er eines Tages in dem Walde umherging, und nichts zu essen hatte, begegnete ihm ein Edelmann. Wendelin bat ihn um ein Almosen. Der Edelmann fragte, wie er heiße, woher er wäre und was er treibe? Wendelin verschwieg aus Demuth, daß er eines Königs Sohn sei, und sagte nur, er wäre ein armer Pilgrim aus Schottland, und lebe hier nach Weise der Einsiedler und heiße Wendelin. Da antwortete der Edelmann: „Wendelin, wie magst du deine Zeit also zubringen? Folge mir, ich habe in der Nähe ein Landgut, und hüte mein Vieh.“ Wendelin gehorchte, und ging mit dem Edelmann, und hütete zuerst dessen Schweine, dann anderes Vieh und zuletzt die Schafe. Dabei vergaß er aber seines lieben Gottes nicht, sondern fuhr fort, ihm wie durch Arbeit, so durch Gebet zu dienen. Am liebsten trieb er seine Schafe auf die einsamsten und entlegensten Weideplätze, wo er ungestört beten und betrachten konnte. Dasselbst setzte er sich auf ein Felsstück nieder, und dachte an den Hirtenknaben David, der auch einst im geliebten Lande die Schafe gehütet hatte, oder an die Hirten, die Nachtwache gehalten bei Betlehem, und denen der Engel des Herrn Geburt verkündet hatte. Oftmals ging er an einen recht einsamen Ort, und kniete nieder und betete Stundenlang. Oder er hörte auch den Waldvögeln zu, die sangen früh und spät, oder erlustigte sein Herz an den Blümlein, die auf der Au wuchsen und an den Sternen, so am Himmel auf und niedergingen. Es war ihm da so wohl und leicht um das Gemüth, daß er alle königliche Pracht und Ehre gering schätzte, und sich reichet dünkte, denn vorher. Doch hatte er nebenbei auch seine Leiden, und mußte mannigfache Kränkungen erdulden. Die übrigen Dienstboten lachten

und spotteten ob seiner Frömmigkeit, und als sie sahen, daß der Herr des Landguts Wendelin wohl leiden konnte, beneideten sie ihn, und suchten den frommen Hirten auf jede Weise zu verläumdern. Doch der Edelmann achtete nicht darauf, sondern sprach vielmehr zu ihnen: „Wäret Ihr eben so fromm und fleißig als Wendelin, so würde ich Euch eben so achten und lieben, wie ihn.“ Oftmals hatte auch Wendelin, wenn er so einsam bei seinen Heerden war, mannigfache Versuchungen. Es kam ihm der Gedanke: „Du bist doch eines Königs Sohn, und hütest hier Schweine und Schafe. Mache dich auf und lehre heim, und lebe dort in königlichen Freuden und Ehren, isst köstliche Speisen, kleide dich in schöne Kleider, genieße die Lust der Welt und der Menschenkinder.“ Doch bei solchen und andern Aufsetzungen, floh er zum Gebete und zur Kasteiung, und schlug aus Liebe zum himmlischen Vaterland die Heimkehr ins irdische Vaterland sich aus dem Sinne.

Also lebte Wendelin eine geraume Zeit auf dem Landgute des Edelmannes, und seine Frömmigkeit und Liebe zu Gott wuchs von Tag zu Tag. Da sprach sein Herr zu ihm: „Wendelin, Gott ist mit dir, gib deinen Dienst bei mir auf, und begiebst dich ganz mit Leib und Seele in den Dienst Gottes.“ Wendelin, der schon längst ein Verlangen fühlte, dieses zu thun, nahm nun Abschied von seinem Herrn, und legte den Hirtenstab, den er bisher getragen, nieder, um in der Folge ihn in anderer Weise wieder zu führen. Er baute sich eine Zelle in der Nähe des Klosters Ithely, und ließ sich in den Orden des h. Benediktus aufnehmen. Hatte er früher schon streng und gottselig gelebt, so verdoppelte er nun als Ordensmann seinen Eifer. Er betete ganze Nächte hin-

durch in seiner Klausel, und unterhielt sich mit Gott und den himmlischen Dingen. Nicht selten kamen die Mönche des Klosters Iholey zu Wendelin, um sich an seiner Frömmigkeit zu erbauen, und von ihm die Vollkommenheit im geistlichen Leben zu erlernen. Als ihr gottseliger Abt, Primin, gestorben war, und sie einen neuen wählen sollten, sprachen alle einstimmig: „Lasset uns den frommen Klausner Wendelin zum Abte wählen; er ist der würdigste von uns Allen.“ Und sie gingen hinaus und sprachen: „Wendelin du sollst fürder unser Abt sein.“ Wendelin, so sehr er alle weltliche Ehre zu verschmähen gewohnt war, sah solches als Fügung Gottes an, und wurde Abt des Klosters Iholey. Wie er seinen Schäflein auf der irdischen Weide ein treuer Hirte gewesen, und ihnen als solcher vorgegangen war, so war er nun auf der himmlischen Weide seinen Ordensbrüdern ein treuer Hirte, und ging ihnen in allen Übungen des klösterlichen Lebens als solcher voran. Die Mönche ahmten den Wandel und die Sitten ihres Abtes getreulich nach, und bald ward das Kloster Iholey eine Herde und ein Schmuck der ganzen Gegend; es blühte vor den andern Klöstern, wie die Lilie blüht vor den andern Blumen des Feldes. Leider aber war Wendelin viel krank, und das Ende seiner Tage kam herbei. Er beichtete und empfing die heiligen Sacramente. Auf dem Todtbette sagte er auch seinem Beichtvater, was er bisher allen verschwiegen, daß er eines Königs Sohn sei, und freiwillig Alles verlassen habe. Alsdann dankte er Gott, der ihn bisher so lieb und wundervoll geführt und geleitet, und ging ein zu den ewigen Freuden im Jahre 1015.

Die Klosterbrüder trugen den heiligen Leichnam in die Zelle hinaus, darin ihr lieber Abt früher gewohnt, und

gruben ihn hinein, und steckten ein Kreuz auf das Grab des frommen Helden. Bald geschahen viele Zeichen und Wunder hier, und heutzutage steht an dieser Stelle das Städtlein Sankt Wendel und über des Heiligen Grab eine schöne Wallfahrtskirche.

Der heilige Norbert,

Bischof von Magdeburg, Stifter des Prämonstratenserordens.

Der heilige Norbert ist eines Grafen Sohn, und wurde im Jahre 1082 zu Xanten, einem Städtlein am Rheinstrom geboren. Er war sehr schön von Angesicht und von seinen Sitten und wohlverfahren in den Wissenschaften und Künsten. Deshalb ließ ihn der deutsche Kaiser Heinrich an den Hof kommen, und ernannte ihn zu seinem Almosenier. Hier gefiel es Norbert wohl, denn da gab es viele Festgelage und Gastmähler und Lustbarkeiten, und er war überall dabei, und lebte üppig und weltlich, obwohl er ein Canonicat in Xanten hatte und Subdiacon war. Zuweilen dünkte es ihm wohl, es sei dieses nicht der rechte Weg zur ewigen Seligkeit, und das Auge könne sich doch an den Weltfreuden nicht satt sehen, und das Ohr nicht satt hören daran, allein er vergaß diese heilsamen Gedanken bald wieder, und lebte nach wie vorher.

Da ritt er eines Tages nach einem Dörflein, Freten genannt, woselbst es lustig hergehen sollte; ein einziger Diener begleitete ihn. Während sie also auf einer schönen Wiese

mit einander ritten, kam auf einmal ein heftiger Sturmwind, und schwarze Wolken überzogen den blauen Himmel, und rothe Blitze fuhrn daraus hervor, und es donnerte gewaltig über den Häuption der beiden Reiter. Norbert sah bald hierhin bald dorthin, ob er sein Obdach finden möchte; da er aber nichts sah, denn das freie Feld, trieb er sein Pferd an, und ritt, so stark es laufen mochte, dem Dörfelein zu, und der Diener hinter ihm her. Auf einmal schlug ein Blitzstrahl vor ihm in die Erde, so daß sich Norberts Pferd hoch aufbäumte, und ihn rücklings auf die Erde warf. Er lag wie todt, und erst nach Verlauf einer Stunde schlug er die Augen wieder auf, und rief gleich dem heiligen Apostel Paulus: „Herr was willst du, daß ich thue?“ Eine Stimme antwortete: „Norbert wendest du die Gaben also an, welche ich dir verlieh? Reibe das Böse, thue das Gute, suche den Frieden, und wende dahin all' dein Thun.“

Norbert stand von der Erde auf, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Anstatt nach Freten oder nach dem kaiserlichen Hofe zu gehen, ging er in die Pfarrkirche nach Kanthen zurück, und zog sein schönes Kleid aus, und legte ein Bußkleid an, und begann seine Sünden zu bereuen. Er kniete nieder und betete: „Barmherzigster Gott, mildreichster Jesu, ich danke dir, daß du mich nicht mitten in meinen Sünden von der Welt hinweggenommen, und in den Abgrund der Hölle gestürzt hast. Fortan will ich nicht mehr lieben die falsche Welt und ihre Lockungen, einzig dich allein will ich lieben und anbeten als meinen Herrn und Gott.“ Hierauf begab er sich in das Kloster des heiligen Siegbert bei Köln, daselbst seine angefangene Besehrung zu vollenden. Der Klosterabt Conon nahm ihn wie einen lieben Sohn auf und

unterwies ihn, wie er Buße thun müsse, und ermahnte ihn gleich einem zweiten Ananias. Norbert erstarkte von Tag zu Tag in der Gottseligkeit, und in dem Maße, in welchem er früher der Welt und ihren Lüsten gedient hatte, diente er jetzt Gott und seinen Geboten. Jedermann verwunderte sich ob dieser plötzlichen Veränderung; die einen sagten: „das ist Gottes Gnade,“ andere: „das ist Heuchelei.“ Norbert aber beweinte seine Sünden und Missethaten.

Nach zwei Jahren weihte der Erzbischof Friedrich von Köln den eifrigen Kelliglosen an Einem Tage zum Diakon und zum Priester. Norbert zog nun einen ärmlichen, aus Schafsfellen gefertigten Rock an, und that einen Strick um seinen Leib, und bereitete sich 40 Tage lang auf sein erstes heiliges Messopfer vor. Während dieser Zeit dachte er nach über die hohe Wichtigkeit dieses hochheiligen Opfers, und erweckte in seinem Herzen die unsägliche Liebe unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, der bei uns bleibt in dem heiligen Sakramente bis an das Ende der Welt, und uns zu essen gibt sein eigen Fleisch und zu trinken sein eigen Blut.

Als die vierzig Tage zu Ende waren, las er seine erste heilige Messe in der Stiftskirche zu Xanten; nach dem Evangelium stieg er auf die Kanzel, und hielt eine gar schöne Predigt, des Inhalts, daß das Leben des Menschen so kurz und doch wegen der Ewigkeit so wichtig wäre, daß alle Weltfreuden keinen Frieden gäben, der nur in Gott sei, und daß man sich bekehren müsse, so lange es noch Zeit sei, und bevor der Herr komme und poche an der Thüre. Darauf septe er das heil. Opfer fort, und indem er das gesegnete Brod und den gesegneten Kelch aufhob, floßen die süßesten

Thränen aus seinen Augen, und sein Herz hätte vor Liebe und Andacht gleichfalls zerfließen mögen.

Da er bei seinen Mitbrüdern mancherlei Fehler und Nachlässigkeiten gewahrte, so hielt er des andern Tages im Kapitelsaale des Klosters eine weitere Rede, in der er sie ernstlich an ihre Pflicht erinnerte, und sie zur Buße und Umkehr zu bewegen suchte. Einige gingen in sich und thaten Buße; andere dagegen sprachen: „Norbert ist ein Neuerer und Heuchler, es ist ihm nicht zu trauen.“ Sie verläumdeten ihn auf alle Weise, und der heilige Mann hatte von diesen bösen Ordensbrüdern viel zu leiden. Er vertheidigte indess sein gutes Recht, und was er nicht ändern konnte, ertrug er im Namen Gottes ohne Murren und Klagen.

Als er so drei Jahre lang als Priester gedient, und viel Trübsal um Christi willen erduldet hatte, verkaufte er all seine Güter und legte seine Stellen nieder, und vertheilte den Erlös unter die Armen; nur zehn Mark Silber, ein Mantelstier und die Kirchengewerthe, deren er sich am Altare bediente, behielt er; alsdann reiste er zu Fuß, und entledigt aller irdischen Bande zu Papst Gelasius, und warf sich ihm zu Füßen, und beichtete alle Sünden seines Lebens, und bat den heiligen Vater um eine Buße und die Vollmacht, allenthalben das Evangelium verkünden zu dürfen. Der Papst empfing ihn gar freundlich, und als er den Eifer des heil. Mannes sah, ertheilte er ihm die Vollmacht, in der ganzen Welt Buße zu predigen. Darnach gab er ihm den heiligen Segen.

Obwohl es Winter war und bitter kalt, und der Schnee tief lag, machte sich Norbert doch auf den Weg, sein frommes Werk zu vollführen, und zwar that er solches baarsuß. Ost

fiel er bloß an die Knie und Hüften in den Schnee, und sein Pilgerkleid war hart von Eis, allein die Glut seiner Liebe, Christo Seelen zu gewinnen, war stärker als der Schnee und das Eis des Winters, und ob auch der Leib litt, seine Seele war fröhlich immerdar und vergnügt in Gott; zugleich dachte er, „Du hast viel gesündigt, du darfst viel büßen.“ Als die Leute den frommen Pilgrim sahen, und die Reden seines Mundes hörten, liefen sie schaaarenweise hinzu, und viele Seelen wurden gerettet. Norbert predigte meist Buße und erwies, wie nützlich und heilsam dieselbe sei, so daß sich Feinde versöhnten, und Buheter ihr Geld herausgaben. Dabei fastete der Heilige strenge, und nahm erst Abends, den Sonntag ausgenommen, Epulse zu sich. Also zog er durch ganz Frankreich mit noch zwei Gefährten, die sich zu ihm gesellt hatten, und unter ihren Händen erblühte mitten im Winter der Weinberg des Herrn und die Saat Gottes gedeih.

Da hörte der Bischof Bartholomäus von Laon von dem frommen Mann, und bat ihn, er möge kommen, und die Kanoniker seiner Kirche durch seine Lehre und sein Beispiel auf bessere Wege bringen. Norbert that es mit vielem Fleiß und Eifer, allein es erging ihm wie in dem Kloster des heiligen Siegbert bei Köln. Seine Ermahnungen fruchteten nicht. Als er daher einst traurig und betrübt darob nachdachte, wie er es anzugehen habe, damit es besser werde, offenbarte ihm Gott, in einem öden Thale ein Kloster, und einen neuen Orden zu gründen. Er fand das Thal, Prämonstratum genannt, und dabel eine kleine zerfallene Kapelle, und erbaute hier mit Bewilligung des Bischofs ein Kloster und eine Kirche. Als bald fanden sich viele Genossen daseibst ein, und legten nach dem Willen Norberts die Gelübde der

Armuth und Keuschheit und des Gehorsams ab, und predigten und lehrten das Volk, und verwalteten die heil. Sakramente. Auf ihrem Leibe trugen sie ein weißes Gewand zum Zeichen, daß sie auf Erden den Dienst der reinen Engel, Gott zu loben, verrichten sollten, und von dem Thale, in dem sie wohnten, wurden sie Prämonstratenser genannt. Sie fasteten streng und beteten, und führten ein so heiliges Leben, daß der Wohlgeruch ihrer Tugenden sich allenthalben verbreitete. Norbert ging ihnen in allen Stücken mit einem guten Beispiele voran, und reiste in der Folge nach Rom, den Papst um die Gutheißung seines neuen Ordens zu bitten, was derselbe denn auch mit großer Freude that. Solches geschah im Jahre 1125.

Als der heilige Ordenskister wieder zurück war, kamen Geistliche von Antwerpen her nach Prämonstratum, und sprachen zu ihm: „Ehrwürdiger Vater! In unserer Stadt ist ein großer Ketzer aufgestanden mit Namen Jankelin; er verachtet den Priesterstand und das hochheilige Sakrament des Altars, und hat das Volk durch seine falschen Lehren und durch prachtvolle Gastmähler, die er gab, verführt, und vom wahren Glauben abgebracht. Zwar hat er seinen verdienten Lohn bereits empfangen, indem er in einem Aufruhr erschlagen wurde; allein seine Lehre frisst wie Knochenfraß um sich, und die Noth ist groß. Komm daher und hilf.“ Norbert, welcher eine heiße Liebe zum heiligen Altarssakramente in seinem Herzen trug, klagte ob dieser Nachricht, und nahm sogleich seinen Stab, und zog mit den Abgesandten nach Antwerpen. Hier predigte er in den Kirchen der Stadt also schön und klar von der Einsetzung des allerheiligsten Sakraments und von dem Seelennutzen, den sein Empfang

bringe, und von der übergroßen Liebe des Heilandes, der selbst kommen und Wohnung bei uns armen Sündern nehmen will, daß die Härte vieler Herzen brach, wie die Eiskrinde, wenn die Sonne scheint, und die Anbetung des Altarsakraments wieder wuchs und zunahm. Die Chorherren von Antwerpen schenkten dem heiligen Manne aus Dank die Kirche des h. Michael, und alsbald sah man daselbst durch die Gnade Gottes und den Eifer seines Dieners Norbert viele Tausende zu den h. Sakramenten gehen.

Indessen vermehrten sich die Glieder des neuen Ordens von Tag zu Tag; selbst Grafen und Vornehme verließen die Welt, und legten die Gelübde ab, und zogen das weiße Ordenskleid an; auch die Kanoniker zu Laon, denen St. Norbert vor sieben Jahren umsonst gepredigt hatte, gingen in sich, und begehrten die Verbesserung. Der Heilige hatte beständig zu thun mit Predigen, Ermahnen und Zurechtweisen und der Aufnahme neuer Brüder. Doch gewährte er solche nicht einem Jeden; er prüfte wohl, ob das Verlangen aus Gott gewirkt sei. Als eines Tages ein vornehmer französischer Edelmann, der viele Reichthümer besaß, nach Prémonstratum kam, und aufgenommen zu werden begehrte, sprach St. Norbert zu ihm: „Lieber Bruder, bleib in dem Stande, in den Euch Gott gesetzt hat; Ihr könnt darin mehr wirken als hier im Kloster. Jeder Stand kann uns heiligen, wenn man ihn wohl und treu hält.“

Einstmalen, da St. Norbert eben in seiner Zelle war und betrachtete, kam ein anderer vornehmer Graf zu ihm, der sich ganz seiner geistlichen Leitung vertraut hatte, und sprach: „Ehrwürdiger Vater, ich bin Willens nach Deutschland zu reisen, und mich daselbst in den heiligen Ehestand

zu begeben. Reiset mit mir, und steht mir bei mit Eurem Rathe und Eurer Hülfe.“ Norbert reiste mit dem Grafen nach Deutschland, und sie kamen nach Speier, wo eben Kaiser Lothar und viele weltliche und geistliche Herren auf einem Reichstage versammelt waren. Sie hielten sich daher einige Zeit in dieser Stadt auf, und wurden mit vielen Ehren und Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Während dieser Zeit kamen auch Abgesandte von der Stadt Magdeburg, und baten den Kaiser Lothar um einen neuen Erzbischof, indem ihr früherer Oberhirt das Jahr zuvor verstorben war; man bezeichnete dem Kaiser insbesondere zwei, welche er ernennen möchte. Doch der Kaiser nahm weder den einen noch den andern, sondern sprach: „Ich ernenne hienit Norbert, den Abt von Prémontré, zum Erzbischof von Magdeburg.“ Als man eiligst diese Nachricht dem heiligen Norbert beibrachte, und ihm dazu Glück wünschte, ward er sehr traurig in seinem Herzen, und wollte um alle Welt nicht Erzbischof werden, indem er in seiner Demuth sich viel zu gering zu einem so hohen Amte hielt. Alles Bitten und Zureden war vergeblich; da befahl es ihm der päpstliche Legat Gerhard, und nun mußte Norbert nachgeben. Er nahm sofort Abschied von dem Grafen und bat ihn, seine Brüder in Prémonstratum zu grüßen, und machte sich auf den Weg nach Magdeburg. Die Geistlichkeit und viele vornehme Einwohner, kamen dem neuen Erzbischofe entgegen; als dieser aber die vielen Leute sah, und alle Glocken der Stadt zusammenläuten und das Freudengeschrei hörte, zog er die Schuhe von seinen Füßen, und glug baarsuß in einem schlechten, weißen Mantel eher einem Bettler als einem Erzbischofe gleichend in der Menge einher. Als er zu dem Thor des

erzbischöflichen Palastes kam, sah ihn deshalb der Pförtner an, und wies ihn zurück, indem er sprach: „Es sind schon viele Bettler hineingelassen worden; es geziemt sich nicht, daß du dich vor den andern Herren einträgst, und den besten Platz einnimmst.“ Da riefen aber die andern Herren: „Zurück, das ist der Erzbischof,“ worauf der Pförtner vor Schrecken und Verwunderung außer sich kam, und davon lief. Der h. Norbert aber rief ihm nach: „Bleibe da, lieber Bruder, du kennst mich besser als Jene, die mich geringen Menschen zu dieser Würde erhoben haben.“

Als nun St. Norbert zum Erzbischof geweiht war, fing er an, seine Schäflein als treuer Hirte zu lenken, und sie mit geistlicher Nahrung zu speisen. Insbesondere ermahnte er sie, fleißig zu beichten und unsres Herrn Frohnleichnam zu empfangen, indem diese Speise süßer sei denn Honigseim und stärker als der Tod.

Gottesfurcht und Frömmigkeit nahmen zu in Magdeburg, und Viele, welche des Bischofs strenge Lebensweise sahen, ließen ab von ihrem sündhaften, üppigen Leben. Nur die Sünder schalteten über ihn, und nannten ihn einen Fremdling und Mann ohne Sitte und Lebensart. Als St. Norbert sah, daß die Einkünfte des Bisthums von vielen ungerechter Weise besessen und zurückgehalten wurden, und dadurch die Armen in Noth und Gefahr kamen: so verlangte er solches zurück, um dereinst nicht als schlechter Haushalter von Gott gestraft zu werden. Das erregte viel Haß und bittere Feindschaft, ja einige dieser gottlosen Menschen gingen so weit, daß sie beschloßen, den Erzbischof aus dem Leben zu schaffen. Sie dungen deshalb einen Meuchelmörder und sprachen zu ihm: „Gehe hin, als wolltest du dem Erzbischofe beichten,

und wenn er keine Beichte anhören will, so durchstosse ihn mit einem Dolche." Der Muechelmörder hng einen Mantel um, und nahm einen Dolch, und ging am Charfreitage zu dem h. Erzbischof, gleich als wollte er ihm beichten. Der Heilige aber erkannte, von Gott in einer Offenbarung belehrt, die heimliche Absicht des Menschen, und ließ ihn festnehmen und durchsuchen. Man fand unter dem Mantel den Dolch, und der Mörder gestand zitternd und bebend sein Vorhaben. Ein andermal wurde mit einem Pfeile auf ihn geschossen, doch Gott lenkte den Flug des Pfeiles also, daß er nicht den Erzbischof traf, sondern eine Person, welche ihm zur Seite stand. Als die Leute dem heiligen Manne ihr Beileid wegen dieser Nachstellungen bezeugten, sprach er heitern Gemüthes: „Ist es ein Wunder, daß der höllische Feind, nachdem er Christus, unser göttliches Haupt, also mißhandelt hat, jetzt seine Glieder angreift?“ Er verzieh indeß seinen Beleidigern, und fuhr, von dem lieben Gotte beschützt, fort, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen, und überhaupt zu thun, wie ein guter Bischof zu thun pflegt. Ob auch von seinen Ordensbrüdern zu Brämonstrat entfernt, schrieb er ihnen oft Briefe, und ermahnte sie, zu wachen und zu beten, und die Ordensregeln gut zu halten.

Während er auf diese Weise bald in Leid, bald in Freud sein Erzbisthum verwaltete, und einmal sogar ganz aus der Stadt fliehen mußte, nachgehends aber mit großen Ehren zurückgeführt worden war, entstand eine große Spaltung in der Kirche, und Kaiser Lothar zog nach Italien, dieselbe beizulegen; er nahm zu diesem Ende den frommen Erzbischof von Magdeburg mit sich, und der Friede ward mehr durch das Gebet und die Reden des h. Norberts, als durch die

Schärfe des Schwertes wieder hergestellt. Darauf ist er, Gott lobend und prelsend, wieder nach Magdeburg zurückgekehrt, und allda krank geworden; vier Monate mußte er im Bette liegen und viel Schmerzen ausstehen; alsdann ist seine Seele, geziert mit vielen Tugenden und geläutert durch das Feuer der Trübsal, von dieser Welt abgeschieden, und zu den ewigen, immerwährenden Freuden aufgefahren. Dies geschah den 6. Brachmonat 1134. Er war seines Alters drei und fünfzig Jahre und hatte acht Jahre das Erzbisthum inne gehabt.

So lange die katholische Religion in Magdeburg bekannt wurde, ward auch daselbst der Leich des h. Erzbischofs aufbewahrt, und seine Gebeine ruhten und rasteten in der Domkirche. Als aber die Einwohner von dem katholischen Glauben abfielen, brachte man sie nach der Stadt Prag, woselbst sie, begleitet von der ganzen Einwohnerschaft, in der Kirche des Berges Sion beigesetzt wurden.

Noch ist daselbst ein schönes Prämonstratenserfloster zu sehen, und der h. Norbert, früher ein Sünder, wird nun als Heiliger und Ordensrister in der ganzen Kirche in hohen Ehren gehalten.

Die heilige Itha,

Gräfin von Leggenburg.

Am Illerflusse stand vor Alters ein festes Schloß, Kirchberg genannt, und in dem Schlosse wohnten der Graf Hermann und seine Frau Gemahlin. Sie waren fromme, christliche Eheleute, und hatten ein Mägdelein mit Namen Itha, das sie in aller Gottesfurcht erzogen. Da in jener Zeit viele Ritter und Grafen in das gelobte Land zogen, zur Ehre des Namens Christi gegen die Ungläubigen zu streiten, so beschloß Graf Hermann mit seinem Herrn Bruder Otto, der ihm an edeln und gottseligen Gesinnungen nichts nachgab, gleichfalls dahin zu ziehen. Sie stifteten, um ihren Zug mit einem guten Werke anzufangen, vor ihrer Abreise das Benediktinerkloster Wiblingen, und ermahnten die Bankeute, frisch und fleißig zu bauen, daß sie, im Falle sie mit Gottes Gnade wiederheimkehrten, ein schönes Gotteshaus und ein gutes Kloster finden möchten. Hierauf nahm der Graf Abschied von seiner Frau Gemahlin und von seinem lieben Töchterlein Itha, und küßte sie viel und oft, und zog mit seinem Bruder Otto und seinen Mannen gen Palästina.

Während Hermann zur Ehre Christi tritt, und sein Schwert wohl handhabte, lebten Mutter und Töchterlein daheim zu Kirchberg einsam und fromm, und dachten oft an den lieben Herrn Vater in Palästina. Itha mußte fleißig die Spindel drehen, und am Kochheerd stehen, und stricken und nähen. Alle Tage ging sie mit der Mutter in die Schloßkapelle, die heilige Messe anzuhören, und des Nachts vor dem Schlafengehen betete sie stets: „Lieber Gott, laß doch den Vater wieder gut aus dem gelobten Lande heimkehren nach Kirchberg.“ Und das that auch der liebe Gott. Nachdem geraume Zeit vergangen war, und die Schwaben an der Schloßmauer zu Kirchberg ihr Nest bauten, lehrte Graf Hermann mit seinem Bruder Otto wieder nach Hause, wohlbehalten und gesund, und grüßte und küßte seine Frau Gemahlin und seine liebe Itha, welche inzwischen wohl herangewachsen, und eine schöne und fromme Jungfrau geworden war. Sie gingen darauf alle zusammen in die Schloßkapelle, und hörten die heilige Messe, und dankten dem lieben Gotte. Auch nach dem Klosterbau sah Graf Hermann mit Otto seinem Bruder, und sie freuten sich, daß er so stattlich vorgerückt war, und beschenkten das Kloster reichlich mit Einkünften und erlührten es zur Familiengruft derer von Kirchberg.

Da geschah es, daß Graf Heinrich von Toggenburg im Schlosse Kirchberg einkehrte, und die Jungfrau Itha, welche er inzwischen auf einem Turniere in Köln gesehen hatte, und deren Sitten und Gestalt ihm wohl gefielen, zur Ehe begehrte. Er sprach zu Graf Hermann: „Edler Graf, ich möchte gerne Euer Schwiegersohn werden; ich habe eine reiche und schöne Grafschaft und gelobe Euch, Eurer

Tochter Itha, so Ihr sie mir zur Ehe geben wollet, stets treu und hold zu sein.“ Graf Hermann sah den jungen Grafen von Toggenburg an, und er gefiel ihm, und da auch die Mutter Ja sagte, so willigte er in sein Begehren. Die fromme Jungfrau Itha hätte zwar lieber in Einsamkeit dem lieben Gotte gedient, doch dachte sie: „Gehorsam ist besser als Schlachtopfer,“ und sagte zu. Nun wurde auf dem Schlosse Kirchberg ein prächtiges Hochzeitsmahl veranstaltet und nichts gespart. Man aß und trank, tanzte und musizirte, daß es lange kein Ende nehmen wollte. Graf Heinrich aber schenkte seiner Gemahlin Itha am Hochzeitstage einen kostbaren Brautring, den sie als Zeichen seiner Liebe und Treue am Finger tragen mußte. Als die Gäste nach und nach wieder abgereist waren, und es auf dem Schlosse stiller wurde, schiedte sich auch Graf von Toggenburg an, mit Itha, seiner Gemahlin, auf sein Schloß zu reisen. Sie nahmen Abschied, und Itha weinte so sehr und schluchzte also, daß sie nichts sagen konnte als: „Liebster Vater, liebste Mutter.“ Die Aeltern trösteten sie auf alle Weise, und Graf Hermann ward fast ungehalten ob ihrem Jammer und sprach: „Liebste Itha, sei doch kein Kind mehr, und denke, daß man nicht ewig beisammen bleiben kann!“ Itha hörte nun auf, zu weinen, und ergab sich in den Willen Gottes, und zog mit ihrem Gemahle gen Toggenburg. Dies war ein Schloß im Schweizerlande, und stand auf einem hohen, hohen Felsen, und war rings eingeschlossen von Tannen und Buchenwaldung. Als sie miteinander durch das Thor eintritten, standen alle Bewohner umher, und begrüßten sie mit lautem Jubel, und Itha begrüßte des-

gleichen gütig und freundlich ihre neuen Unterthanen und Bedienstete.

Einige Zeit lang lebten Itha und Heinrich in Liebe und Eintracht, doch hatte sie alsbald von ihrem Eheherrn Vieles zu leiden, indem derselbe über die Mäßen dem Jorne ergeben war; er glich oft einem grimmigen Leu, der von den Jägern verfolgt wird, und wenn er einmal gereizt war, konnte er sich weder Zaum noch Jügel anlegen. Itha, welche dagegen so sanft war, wie ein Lamm auf der Weide, schweig stille, und ertrug alle Unbilden mit Geduld und Ergebung in den Willen Gottes. So oft sie abkommen konnte, und es Wind und Wetter gestatteten, ging sie den Schloßberg herab in die nahegelegene Klosterkirche zu Hisingen oder in die Muttergotteskirche in der Au, und klagte dem lieben Gotte ihre Leiden, und betete aus dem Herzensgrund um Sanftmuth und Geduld. Noch ein anderes Hauskreuz hatte sie in der Folge; Gott schenkte ihr keine Kinder. Doch auch in diesem Stüde ergab sie sich in seinen Willen, indem sie dachte: „Gott hätte dir gewiß deren geschenkt, wenn es deinem Herrn und dir, so wie den Kindern heilsam gewesen wäre.“ Da Graf Heinrich so sehr dem Jähorn ergeben war, so wäre solches gewiß auch nicht zum Nutzen und Frommen seiner Kinder gewesen, und der liebe Gott machte es gut und wohl.

Im Uebrigen war Itha nicht bloß ein starrer Spiegel der Geduld und Sanftmuth, sondern auch eine Fierde und ein Muster einer guten Hausfrau. Sie hatte auf ihre Dienstboten wohl acht, und hielt sie fleißig zur Arbeit und zum Gebete an, und verwies ihnen mit Liebe und Güte ihre Fehler und Unarten. Kam ein Armer auf das Schloß und bettelte,

so ging er nie ohne eine Gabe den Berg hinab, und die Armen und Nothleidenden in der Grafschaft Toggenburg fanden in ihr eine liebe Mutter und Helferin.

So wäre denn doch Alles gut und wohl gegangen auf Schloß Toggenburg, aber Graf Heinrich hatte leider unter seinen Dienern einen, mit Namen Dominiko, aus Welschland gebürtig. Dies war ein falscher, böser Mensch, konnte aber seinem Herrn so schön thun, und ihm so schmeicheln, daß er sein Liebling und Vertrauter war. Dieser that denn auch sehr freundlich mit Itha der Gräfin, und wollte sie überreden, mit ihm zu sündigen. Itha aber wies ihn auf das strengste ab, und ward von nun an ganz ernst gegen ihn, und wies ihm überall aus. Doch Dominiko ließ nicht ab, und da die Gräfin wieder einmal nach ihrer Gewohnheit ganz allein durch den Wald ging, um in der Kirche zu Hisingen der Andacht zu pflegen, trat Dominiko ihr in den Weg, und stellte sein altes Ansinnen. Itha erschrad, und fing an, um Hilfe zu rufen. Runo, ein Knappe, der sich eben mit Jagen erlustigte, hörte das Rufen, und kam schnelle herbei. Run dankte sie Gott für seinen Schutz und seine Hülfe, und bat Runo, der den Dominiko sogleich gefangen auf das Schloß führen wollte, zu schweigen, um ihres Herrn Gemahls Gemüth nicht zu betrüben, straste aber Dominiko mit Worten nachdrücklich, und ermahnte ihn, einen reinen und heiligen Wandel zu führen. Aber Dominiko wollte davon nichts wissen; er stellte sich zwar als reuig an, aber im Herzen faßte er einen Grimm gegen Itha die Gräfin, und Runo den Knappen, und suchte eine Gelegenheit, sich zu rächen. Diese ergab sich leider auch bald. Denn eines Tages im Frühlinge, da Itha in ihrem Zimmer war, dachte

sie: „Ich will heute meinen Hochzeitsschmuck aus dem Kasten nehmen, und die Kleider in die Sonne hängen, und die Kostbarkeiten ordnen.“ Sie legte daher Stück für Stück auf den Tisch bei dem Fenster, das offen stand, und darunter auch ihre Ehering, den ihr Graf Heinrich am Hochzeitstage geschenkt hatte. Die Sonne schien warm und hell in das Gemach, und die Kleinodien, insbesondere der Ehering mit seinen Steinen glänzten und gligerten gar schön auf dem Tische. Da mußte Itha eines Geschäftes wegen in die Schloßküche; sie schloß die Thüre des Gemaches und ging. Unterdeß sah ein Rabe aus dem nahen Walde, der Rabenstein genannt, der auf dem Schloßthurme saß, die Kleinodien so schön in der Sonne schimmern und glitzern. Er flog aus Lust darüber zu dem Fenster hereln, und nahm den Ehering, der am schönsten glänzte, in seinen Schnabel, und flog damit wieder hinaus dem Rabenstein zu. Als Itha nun in das Gemach kam, und die Kostbarkeiten wieder in den Kasten schließen wollte, fand sie den Ring nicht mehr darunter. Sie erschrad sehr, und suchte in allen Ecken und Winkeln, allein vergebens. Sie wußte in ihrer Hertzengangst am Ende nichts Besseres zu thun, als ihre Noth dem lieben Gotte zu klagen, und indessen zu schweigen, um Heinrichs Zorn nicht zu reizen.

Inzwischen vergingen einige Tage. Da ging besagter Runo in den Wald, um hinwiederum zu jagen. Doch traf er heute weder Hirsche noch Rehe noch Hasen, und um nicht ganz ohne Jagdbeute nach Hause zu kehren, stieg er auf einen hohen Tannenbaum, in dessen Gipfel er ein Nest bemerkte. Er dachte, es sind gewiß junge Rübalein darin, diese will ich annehmen und heimbringen. Als er hinaufgesteigert

war, und in das Nest schaute, fand er wirklich junge Rabelein, die fast stiel waren. Er nahm nun eines nach dem andern heraus, und sah zu seiner Verwunderung unten auf dem Boden des Nestes etwas, das sehr glänzte und glitzerte; er griff noch begieriger darnach, als nach den jungen Rabelein, und siehe er fand einen goldenen Ring, besetzt mit überaus kostbaren Steinen. Runo war höchlich erstaunt über diesen Fund, und dachte darüber nach, wie doch der schöne Ring möchte auf die hohe Tanne in das Rabennest gekommen sein. Endlich fiel ihm als einem Jägermanne bei, daß die Raben gerne glänzende Dinge entwenden, und zu verstecken pflegen, und er dachte, den Ring habe gewiß der alte Rabe gestohlen, und hier verborgen; wem aber der Ring angehören möchte, darüber wußte er weder Rath noch Bescheid. Er steckte ihn indeß an seinen Finger, und als er auf das Schloß zurückkam, zeigte er das Kleinod seinen Kameraden und sprach: „Seht, was ich heute für einen Fang gemacht habe.“ Diese dachten, hätten wir nur auch so etwas gefangen, und betrachteten den schönen Ring mit Neid, keinem aber fiel es bei, solches der Herrschaft zur Anzeige zu bringen. So blieb die Sache gut, bis daß der Welsche den Ring an Runos Finger sah. Er ließ sich denselben näher weisen, und erkannte alsbald, das sei der Ohering Ithas. Da lachte ihm sein gottloses Herz vor Schadenfreude, und er dachte: „Dominiko, nun ist es an der Zeit, Rache zu üben an Itha der Gräfin, und Runo dem Anarren.“ Er nahm sofort eine betrübt und traurige Miene an, und trat in das Gemach des Grafen. Als dieser den Diener traurig und niedergeschlagen sah, sprach er nicht ohne Schrecken: „Dominiko, was ist dir, was hat sich begeben?“ Dominiko

stelte sich fast noch trauriger an, und sprach: „Ach ich mag Euer Herz nicht betrüben, mein gestrenger Herr Graf.“ Der Graf drang nun nur um so heftiger in ihn, und rief: „Sprich, was hat sich begeben, Dominiko, sprich und stehe mir Rede.“ Da that der Bösewicht einen Seufzer und antwortete: „Gestrenger Herr! Kuno der Knappe trägt den Brautring Eurer Gemahlin Itha an seinem Finger.“ Heinrich konnte, als er solches hörte, anfangs theils aus Verwunderung, theils aus Zorn nicht sprechen, endlich rief er aus: „Dominiko, was sagst du? Das wird nicht sein! Solches kann Itha nimmer thun. Ich meine, sie besser zu kennen.“ Da erwiderte Dominiko, und sprach: „Gestrenger Herr, wenn Ihr meinen Worten nicht glaubt, so mögt Ihr Euch mit Euren eigenen Augen dessen überzeugen,“ worauf er fortging, um den Kuno in das Gemach zu führen, der an nichts Solches dachte. Inzwischen saun der Graf hin und her, und es kamen ihm die verläunderischen Worte in den Sinn, welche Dominiko nicht selten über seine Gemahlin und den Kuno gesprochen hatte. Als nun die beiden Diener kamen, und er den Brautring an des Knappen Hand sah, ergrimmete er also, daß er vor Zorn ganz außer sich kam, und nicht mehr hörte, noch sah. Kuno wollte zwar den Hergang darthun, aber das machte den Grafen nur noch wüthender. Er stürzte auf ihn los, und schrie: „Nehmt den Bösewicht, und bindet ihn an den Schweif des wildesten Rosses, das im Stalle ist, und treibt es also den Schloßberg hinunter!“

Dominiko trug eifrig Sorge, daß der Befehl sogleich vollzogen werde, und so ward, ohne Urtheil und Gericht der arme Kuno an den Schweif des wildesten Rosses gebunden,

das mit ihm den Schloßfels hinabsprang, und den treuen Diener auf eine gar jämmerliche Weise zu todt schleppte.

Solches genügte indeß dem Grafen noch nicht. Er rannte voll Wuth und Zorn in das Gemach der Gräfin, welche nichts von all dem ahnte, und stieß die Thüre auf, und schalt die schuldlöse Frau eine Sünderin und eine Ehebrecherin, und rief: „O Du Schändlichste der Frauen, habe ich solches um Dich verdient?“ Jiha fiel dem Grafen zu Füßen, und hob die Hände zum Himmel auf, und erwies ihre Unschuld. Er aber sah und hörte nimmer, und ergriff im Zorne Jiha, und — stürzte sie zu dem Bogensfenster des Gemaches hinaus in den schrecklichen Abgrund. Zugleich rief er: „Empfange den wohlverdienten Lohn für deine verübten Schandthaten.“

Im Schlosse aber erhob sich ein Jammergeschrei, und es hieß: „Ach die fromme Gräfin, ach der arme Runo.“ Alle verbargen sich vor des Grafen Grimm, und zuletzt war es so still und traurig auf Loggenburg, wie auf einem Kirchhof. Nur Dominiko freute sich höchlich, daß sein teuflischer Plan so wohl gelungen war, und er lag dem Grafen beständig in den Ohren, er habe nach Recht und Zug gehandelt, und er solle nur noch öffentlich bekannt machen, daß Jiha und Runo die gerechte Strafe wegen ihres sündhaften Unterfangens erlitten hätten, was denn sofort geschah.

Während indessen im Schlosse die fromme, unschuldige Gräfin für todt gehalten wurde, wie nicht anders zu erwarten steht, hatte sie der liebe Gott am Leben erhalten, und wunderbarer Weise war keins ihrer Glieder verletzt noch beschädigt. Sie erwachte in dem Abgrunde aus der Betäubung und sah, daß sie noch am Leben sei; zugleich erblickte sie

durch die Sträucher und Bäume aus der Ferne das Schloß Toggenburg. Da kniete sie nieder, und betete: „Lieber Gott, barmherziger Vater; ich danke dir, daß du mich am Leben erhalten, und nicht ohne Vorbereitung von der Welt hinweggenommen hast. Du weißt es, ich bin unschuldig an all den mir zur Schuld gelegten Verbrechen; dir übergebe ich mich nun mit Leib und Seele, da ich keinen Menschen habe, der mir beisteht in meinen Nöthen, und mich mein Gemahl also verstoßen hat. O beschütze mich, und sei mir gnädig!“ Als Itha so gebetet hatte, stand sie auf, und ging in der Wildniß weiter, indem sie es nicht wagte, auf das Schloß zurückzukehren, oder anderwärts Unterkommen zu suchen. Es ward bald Nacht und Alles stille ringsumher. Doch sie vertraute auf den lieben Gott, betete ihr Nachtgebet, und befahl sich Maria der seligsten Jungfrau, und ihrem heiligen Schutzengel. Darauf legte sie sich unter einen Baum nieder, und schlief ein. Am nächsten Morgen stand sie mit dem Frühesten auf, und betete hinwiederum ihr Morgengebet, und wanderte weiter und weiter in der Wildniß. Als bald fing sie der Hunger zu peinigen an. Sie suchte allenthalben umher, ob sie nichts finden möchte, denselben zu stillen, und gelangte endlich auf einen freien und ebenen Waldboden, der voll grünen Grases war. Dabei war ein Fels, aus dem helles Wasser floss, und neben dem Wasser ein Tannenbaum, dessen Nester bis auf die Erde herabhingen. Allenthalben aber gab es Erdbeeren und Heidelbeeren die Menge. Die Wallstadt gefiel ihr, und sie beschloß, allda zu bleiben, und zu wohnen. Zuerst stillte sie mit den Beeren ihren Hunger, und trank aus der Quelle, alsdann fing sie an, ein Hüttlein zu bauen, um gegen Wind und Wetter geschützt zu sein. Auch sammelte

sie trockenes Moos und Laub, und machte sich eine Lager-
 stätte; zuletzt, als das Hüttlein fertig war, nahm sie zwei
 Stücke Holz, und machte daraus ein Kreuz, und steckte es
 in die Erde, um davor als vor einem Altare zu beten. Um
 zur rauhen Winterzeit nicht Noth leiden zu müssen, trocknete
 sie in der Sonne Heidelbeeren, Schlehen und andere wilde
 Früchten; ferner grub sie Wurzeln aus der Erde, wozu sie
 ein spitzes Holz nahm, und flocht sich aus Baumrinden eine
 Decke. Es ging ihr aber bei dieser und bei andern Arbeiten
 sehr hart, und sie konnte lange damit nicht fertig werden,
 weil sie statt des Messers oder der Scheere nur einen scharfen
 Stein, und statt des Bindfadens nur Blinsen und Riedgras
 hatte, so an dem Bässertein wuchsen.

Also kam der Sommer herum, das Laub fiel von den
 Sträuchen und Bäumen, und die Waldvögelchen zogen fort,
 und ließen Itha allein; auch fingen die Winde an, zu wehen,
 es schneite und regnete, und Itha konnte nicht mehr aus
 dem Hüttlein heraus, und hatte weder Licht noch Feuer.
 Da saß sie denn oft recht verlassen in dem dunkeln Hüttlein,
 und zitterte vor Kälte und Frost, und weinte und seufzte.
 Sie gedachte ihrer lieben Aeltern auf Kirchberg und ihres
 Harns und Jammers, und ihres Gemahls, den sie herzlich
 liebte, und betete für sie alle, und weinte dann wieder. Am
 schwersten fiel ihr aber auf das Herz, daß sie in keine Kirche
 mehr gehen, und das heilige Sakrament nicht mehr empfan-
 gen konnte. Doch dachte sie auch wieder, daß ja der liebe
 Heiland auch nackt und bloß als ein armes Kindelein bei
 Nacht und Kälte auf die Welt gekommen, und sein Lebtag
 nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, und war doch der
 liebe Gott selbst. Oder sie betrachtete im Geiste sein blütteres

Leiden und Sterben, und der Mutter Gottes Schmerzen unter dem Kreuz, und die Qualen und Peinen der lieben Heiligen. Also verging Jahr auf Jahr in der Wildniß, und Itha ward immer vollkommener im geistlichen Leben, und gelobte zuletzt, in Einsamkeit und Abgeschlossenheit Gott zu dienen, bis an ihr Lebensende.

Nicht so zufrieden und in dem lieben Gotte vergnügt war inzwischen Graf Heinrich auf dem Schlosse Toggenburg. Sein Gewissen machte ihm starke und heftige Vorwürfe, und quälte ihn Tag und Nacht, und der gottlose Dominik war nimmer im Stande, seinen Herrn zu trösten und zu beruhigen. Er mochte zuletzt nicht mehr in Toggenburg bleiben, und suchte nun in der Welt Ruhe und Rast; bald war er bei einem Ritterspiel, bald in lustiger Gesellschaft, bald bei einer Wildhage. Aber weder das Ritterspiel, noch die lustige Gesellschaft, noch die Thierhage thaten es, und gaben seinem Gemüthe die rechte Ruhe. Erehrte wieder nach Toggenburg zurück, betrübter und trauriger, denn vorher, und schloß sich in sein Gemach ein, während er das Gemach der Gräfin mit seinem Fuß mehr betrat. So vergingen an die hiebzehn Jahre. Da ging nach dieser Zeit wieder ein Anapye, der an die Stelle des ermordeten Kuno getreten war, in den Wald, um Wild zu jagen. Er suchte lange, und lief durch Hecken und Stauden, konnte aber nichts erjagen. Er ging immer tiefer in den Rabenstein hinein, und hörte auf einmal seine zwei Hunde bellen. Indem er ihnen nachging, gewahrte er menschliche Fußtritte, und war nicht wenig erschauert, zuletzt ein Hüttlein zu finden. „Hier lebt gewiß ein frommer Waldbruder,“ dachte er, und schritt darauf zu. Als er nahe kam, sah er hinein, und erblickte eines Menschen

Gestalt, gehüllt in Lumpen, die von Baumflechten und Wurzeln zusammengehalten wurden, damit sie nicht auseinanderfielen. Es war Itha, welche nach siebenzehn Jahren noch in diesem elenden Zustande lebte. Der Jägermann erkannte sie anfangs nicht, und sah sie lange an, und betrachtete die noch übrig gebliebenen Kleidungsstücke aus Sammt und Seide, und rief zuletzt aus: „Iesu, Maria, das ist ja unsere gnädige Frau Gräfin Itha! Ja, ja Ihr seid es, wie immer es zugegangen sein mag, daß Ihr noch lebet. O Ihr seid unser Herrn Grafen unschuldige Gemahlin!“

Die Gräfin kam, als sie sich erkannt sah, aus dem Hüttlein heraus, reichte dem Diener die Hand und sprach: „Ja ich bin Itha des Grafen Heinrichs Gemahlin, lebt er noch, ist er gesund?“ Der Diener fing an zu weinen und antwortete: „Der Graf lebt noch und ist gesund, aber er trauert um Euretwillen Tag und Nacht, indem er nun einseht, daß Ihr gänzlich unschuldig seid.“ Da fing auch die Gräfin zu weinen an, und gestattete dem Diener, nach dem Schlosse zu gehen, und dem Grafen ihren Gruß zu melden, und ihm zu sagen, daß sie noch lebe. Der Diener eilte nun, so schnell er konnte, nach Toggenburg, und rannte, wie er war in das Gemach des Grafen und rief: „Itha die Frau Gräfin lebt noch, draussen im Rabensteiner Walde habe ich sie gefunden.“ Der Graf schaute den Diener mit großen Augen an, und sprach: „Was sagst du da? Bist du von Sinnen? Das ist nicht möglich, das ist nicht wahr.“ Doch der Diener antwortete und sprach: „So wahr mir Gott helfe, es ist wahr, was ich da sage. Ich habe sie mit diesen meinen Augen gesehen. Ach die edle Gräfin ist gehüllt in elende Lumpen, und wohnt in einer armsetigen

Hütte!" Da fühlte Heinrich in seinem Herzen Staunen und Scham und Reue und Zweifel zugleich, und sprach zuletzt: "Schwinge von all dem, was du gesehen, und führe mich sogleich an Ort und Stelle."

Beide, der Graf und der Diener, gingen nun heimlich, ohne daß es Jemand gewahrte, in den Rabensteiner-Wald. Nachdem sie lange durch die Wildniß gegangen waren, kamen sie zu Ithas Hüttlein. Diese ging langsam dem Grafen entgegen; er aber, als er seine unschuldige Gemahlin in so elendem Zustande vor sich stehen sah; fiel auf sein Angesicht nieder, und weinte, und sprach lange kein Wort. Endlich richtete er sich empor, und hub an und sprach: "O herzlichste Itha, Ihr seid es und lebt noch? Ach daß sich Gott erbarme, also muß ich Euch hier finden! Ach ich Mörder, ich Schändlicher! Ich trage an all dem Schuld. Ach könnt Ihr mir verzeihen? Verzeiht mir um Gottes willen! O Dominiko du verdammter Bösewicht, was soll ich dir thun, wie kann ich dich genugsam quälen und martern?" Dieses und Ähnliches sprach der Graf; Itha aber ging hin zu ihm und gab ihm die Hand, und richtete ihn auf und sprach: „Liebster Herr Heinrich, betrübt Euch nicht so sehr. Ich verzeihe Euch von Herzen, und habe nie durch die siebenzehn Jahre einen Groll auf Euch gehabt. Mir und Euch zum Heile hat der liebe Gott Alles so gefügt und geordnet. Was aber den Dominiko anlangt, so versprecht mir, daß Ihr ihm nichts zu Leide thut, und daß Ihr Euren Zorn mäßigt. Ich verzeihe ihm von Herzen.“ Graf Heinrich versprach, nach ihren Worten zu thun, und erhob sich. Darauf sah er das Hüttlein, und die Kräuter und Wurzeln, die Itha zur Ernte dienten, und die armseligen Lumpen, mit denen sie bekleidet

war, und fing aufs Neue zu weinen an, und sprach: „Lieber Gott, wie Ihr nur so elend leben konntet, da ist lauterer, klarer Wunder. Aber jetzt kommt alsogleich mit nach dem Schlosse Toggenburg.“ Allein Itha antwortete: „Nicht also, mein Herr Heinrich. Ich habe Gott gelobt, ihm in Einsamkeit und Abgeschiedenheit zu dienen bis an mein Lebensende, dringt also nicht weiter in mich.“ Da der Graf sah, daß er nichts anrichtete, beschied er seinen Schloßkaplan, um der Gräfin zuzureden, sie möchte doch wieder nach dem Schlosse gehen, und daselbst Gott dienen. Doch auch der Kaplan vermochte sie nicht dazu zu bewegen, und da er nicht nachließ mit Zureden, sprach Itha: „Ich will Gott im Gebete um Rath fragen, und alsdann Morgen Bescheid geben,“ und beide gingen nun wieder nach Toggenburg zurück. Des andern Tages kamen sie alsbald wieder, und fragten, ob sie sich eines andern besonnen habe? Da antwortete Itha: „Ja, ich will diese Wildniß verlassen, wünsche aber, daß mir in der Au, bei der Muttergotteskapelle am Hörnlein, in der Nähe des Klosters Fischingen, ein Händlein gebaut werde; daselbst will ich wohnen, und Gott dienen. Nun aber möchte ich gerne meine Sünden beichten, und das heilige Sakrament empfangen, nach dem ich schon so lange seufze, und hungere.“ Der Graf gab zu Allem seine Einwilligung, worauf der Kaplan ihre Beichte anhörte, und in das Schloß ging, das Allerheiligste aus der Kapelle zu holen. Alsbald kam er wieder, und trug das Sakrament durch den Wald, und der Mesner ging vor ihm her, und klingelte. Itha kniete bei ihrem hölzernen Kreuz, woselbst sie den süßen Herrn Jesus gar andächtig aus der Hand des Priesters empfing, und genoß. Nachgehends bat sie der Graf, ihm die Geschichte

mit dem Ring und Dominiko, zu erzählen, was sie denn auch, obwohl ungerne, that. Beide, der Graf und der Kaplan, schmähten über den ruchlosen Bösewicht, der sich indessen aus dem Schlosse geschlichen hatte, und Herr Graf Heinrich würde ihn wohl gerne aufgesucht haben, hätte ihn sein Versprechen nicht gebunden. So viel man indeß erfuhr, irrte er von dieser Zeit an, gleich Raim, umher, und hat sich in der Verwerfung selbst einen Tod angethan.

Als das Händlein in der An fertig war, kam der Graf mit dem Schloßkaplan und einigen Knappen, die Gräfin Itha dahin abzuholen. Sie nahm Abschied von ihrem Gärtlein, und der Wallstatt, und dankte dem lieben Gotte, daß er sie so wunderbar erhalten und zu ihrem Seelenheil in die Wildniß geführt habe. Alsdann nahm sie die Binsenmatt, und die Körblein mit Beeren und das hölzerne Kreuz und zog hinweg. Den Vögelein aber auf den Lannendäumen, denen sie oft Beeren gegeben, und den Fischlein in den Wasserbächlein, die sie oftmals gespeist, that es leid, als die liebe Klausnerin von ihnen wegging. Vor dem Walde wartete indessen eine große Menge Volks von Toggenburg und Kirchberg; alle Leute wollten die fromme Frauen sehen, und auch die lieben Ibrigen von Kirchberg waren da, und es gab, nach viel Schmerz und Weinen, wieder viel Jubel und Freude. Also geleiteten sie die fromme Gräfin nach ihrem neuen Händlein, woselbst sie von nun an Gott diene Tag und Nacht. Das kleine Gärtlein daneben baute sie selbst, die Armen und Nothleidenden erhielten reiche Gaben, welche sie von Toggenburg bringen ließ, sie selbst aber fastete streng, und kasteite ihren Leib. Oft ging sie in die Klosterkirche zu Fischingen, daselbst den Chor mitzubeten, auf welchem

Wege ihr stets ein schöner Hirsch vorausging, zwischen dessen Hörnern ein helles Licht glänzte. Später zog sie nach diesem Kloster, und wohnte eingeschlossen in einer engen Zelle und erbaute die frommen Jungfrauen durch ihren gottseligen Wandel. Graf Heinrich bereute gleichfalls seine Sünden, die er an Itha und Kuno und andern durch seinen Zorn verschuldet, und gab Rittern und Knappen ein gutes Beispiel.

Eines Tages läutete man des Todtenglöcklein im Kloster Bisingen, und es hieß in der Gegend: „Die fromme Frau Gräfin hat das Zeitliche gesegnet.“ Der heilige Leichnam ward in ein steinern Grabmal eingeschlossen, daselbst er nun ruht bis zur fröhlichen Urständ.

**Die heilige Elisabeth,
Landgräfin von Thüringen und Hessen.**

Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nach unsers Herrn gnadenreicher Geburt regierten im Ungarlande der König Andreas und die Königin Gertrud; sie besaßen nicht nur viele Reichthümer und Goldbergwerke, sondern waren auch milthätig und liebten Gott. Deshalb schenkte er ihnen im Jahre 1207 ein Mägdelein, das sie voll Freude zur heiligen Taufe trugen, und Elisabeth nannten. Das war ein gesegnetes Kind; denn es brachte den Segen ins Land, und viele Spaltungen und Feindschaften hörten von dieser Zeit in dem Königreiche auf, und es ging Andreas in allen Stücken nach Wunsch und Willen. Als Elisabeth ihres Alters vier Jahre war, kamen auf einmal vornehme Gesandten aus Deutschland nach der Hauptstadt Preßburg, und traten vor den König Andreas, und der Erste von ihnen, welcher Barla hieß, und ein tapferer Ritter war, sprach zu ihm: Mächtiger König! Unser Herr, der Landgraf Hermann von Thüringen und Hessen, und Pfalzgraf von Sachsen läßt dir seinen Gruß entbieten. Er hat in Erfahrung gebracht, Gott

habe dir ein Töchterlein geschenkt, und er bittet dich nun, du wollest dasselbe uns nach Thüringen mitgeben, auf daß es dort erzogen und zur Zeit mit des Landgrafen Sohn Ludwig, vermählt werde. Unser Herr ist mächtig, und fromm und edel, und hat viel Burgen und Schlösser." Der König nahm die Gesandten gütig auf, und hielt lange mit seinen Großen Rath, was er thun solle. Endlich willigte er, nachdem er Alles genau erwogen und untersucht hatte, in des Landgrafen Begehren, und auch die Königin willigte ein. Man brachte Elisabeth eingehüllt in ein gold und silbergesticktes Gewand und liegend in einer silbernen Wiege zu den Gesandten, und der König übergab ihnen sein liebes Kind, und sprach zu dem Ritter Barila: „Deiner Ritterehre vertraue ich meinen höchsten Trost an." Desgleichen empfahl ihm die Königin unter vielem Weinen ihr liebes Töchterlein an, und man gab ihm viele sandliche Grüße, und kostbare Geschenke an den Landgrafen mit, worauf Barila sprach: „Lebt wohl, ich werde Euer liebes Kind in meiner Obhut halten, und ihm treu sein immerdar."

Also reich beschenkt und voll Freude zogen die Gesandten von Preßburg wieder nach Deutschland. Da sie in Thüringen auf dem Schlosse Wartburg, woselbst Landgraf Hermann mit seiner Gemahlin Sophie, und seinen Kindern Ludwig, Heinrich, Konrad und Agnes regierte, ankamen, war eine große Freude. Der Landgraf küßte und herzte die kleine Elisabeth, desgleichen Sophie, die Landgräfin, und es wurde gegessen und getrunken, und Musik gemacht mit Pauken und Saltenspiel.

In diesem Schlosse wuchs Elisabeth auf, und hatte Gott und Jesum Christum lieb, und trug eine große Ver-

ehrerung zu Maria, der seligsten Jungfrau, und zu dem heiligen Apostel Johannes in ihrem Herzen. Sie ging gern in die Schloßkapelle, und betete dort, und wenn die Thüre nicht offen war, lästete sie voll Andacht das Schloß oder die Mauer. Das that sie aus Verehrung vor dem heiligsten Sakramente, so in der Kapelle war. Sie ging auch gerne auf den Kirchhof, und wenn sie alsdann mit Agnes und ihren Gespielen auf den Gräbern stand, sagte sie: „Denk daran, daß wir einst nichts als Staub sein werden.“ Oder sie zeigte auf das Beinhaus, und sprach: „Hier sind die Gebeine der Todten; diese Menschen waren lebend wie wir, und sind nun todt, wie auch wir einst sein werden. Darum müssen wir Gott lieben. Laßt uns niederknien und beten: „Herr, durch deinen grausamen Tod, und durch deine Mutter Maria erlöse diese armen Seelen von ihrer Pein! Herr, durch deine heiligen fünf Wunden mache uns selig!“

Ihren Pflegeältern folgte sie; mit ihren Geschwistern lebte sie in Eintracht, und den jungen Ludwig nannte sie: „lieber Bruder,“ er aber nannte sie: „liebe Schwester.“ Besonders liebte sie die armen Leute, und gab ihnen alles Geld, das sie von ihren Ältern erhielt; oft sammelte sie in der Küche und den Speisegewölben die Ueberbleibsel der Speisen, und brachte sie denselben. Als bald wollte aber der liebe Gott Elisabeth zeigen, wie eitel und vergänglich Alles auf dieser Welt sei, und wollte sie durch Trübsal läutern; denn es kam ein Brief von Ungarn, des Inhalts, ihre liebe Mutter sei auf das grausamste von ihren eigenen Unterthanen ermordet worden, und nach einiger Zeit starb auch der Landgraf, ihr Pflegevater, der sie besonders geliebt, und oft gegen die Ränke böser Hofsleute in den Schutz genommen

hatte. Elisabeth weinte bittere Zähren, und wandte nun alle ihre Gedanken von dieser schändlichen Welt ab, und dem lieben Gotte einzig und allein zu. Sie verdoppelte ihr Gebet und ihre Liebe zu den Armen, wurde aber deshalb vielfach geiabelt und angefeindet. Selbst die Landgräfin sah ihre Frömmigkeit nicht gerne, und Agnes, die zwar schön von Angesicht war, aber ein eitles Herz hatte, sagte eines Tages: „Fräulein Elisabeth, wenn Ihr meinen Herrn Bruder Ludwig zu heirathen gedenkt, so irt Ihr Euch sehr, oder Ihr müßt ganz anders werden.“ Sie war überall unwerth, und die fürstlichen Räte sagten laut aus, man solle Elisabeth nur wieder nach Ungarn schicken, sie taue nicht zu einer Fürstin, und suchten den jungen Ludwig auf alle Weise von ihr abwendig zu machen. Elisabeth weinte deshalb oft bitterlich, indem sie erkannte, daß sie allein, und entfernt von ihrem königlichen Vater in dieser bösen Welt sei; doch klagte sie dann immer ihre Leiden dem lieben Gotte, und legte ihren Willen in seinen Willen, und ertrug den Spott mit Gelassenheit, und blühte gleichwie die Lilie unter den Dornen, schön unter diesen Trübsalen, und erfüllte ringsum Alles mit dem Wohlgeruche der Demuth und Geduld.

Der liebe Gott sah indessen die Thränen und das Gebet seiner lieben Tochter Elisabeth, und half. Ludwig, der junge Landgraf, blieb ihr unverbrüchlich treu, und der Ritter Barila, welcher Elisabeth als Kind aus Ungarn gebracht hatte, erinnerte ihn, da er älter geworden war, an sein Wort, und sprach: „Gnädiger Herr, wie ist es, wollt Ihr Fräulein Elisabeth zur Ehe nehmen, oder sie wieder nach Ungarn zu ihrem Vater zurückschicken?“ Da antwortete der Landgraf, indem er auf einen hohen Berg hinzeigte:

Wersar, Vögeken.

„Siehst du den Berg da vor uns? Siehe, wenn er vom Fuße bis zum Gipfel Gold wäre, und ich sollte ihn haben, wenn ich Elisabeth versiehe, so würde ich es doch nicht thun. Man sage und denke von ihr, was man wolle, ich habe sie lieb, und nichts auf Erden ist mir lieber. Ich werde sie zu meiner Frau nehmen; um ihrer Tugend und ihrer Frömmigkeit willen ist sie mir werth, denn alle Schätze der Welt.“ Und er ging zu ihr, und tröstete sie, und, da er zwanzig Jahre alt war, nahm er sie zur Gemahlin. Das Hochzeitsfest wurde auf dem Schlosse Wartburg gefeiert, und viele Ritter und Herren waren dabei, und es ging lustig her. Die verachtete Elisabeth war nun Landgräfin, und Niemand wagte mehr Einrede zu thun, und alle ihre Feinde und Verächter schwiegen stille.

Elisabeth und Ludwig lebten nun in Liebe und seliger Eintracht miteinander, gleich den Engeln Gottes. Ludwig war ein frommer und edler Herr, und vertheidigte mit seinem Schwerte die Sache Gottes, die Rechte der Kirchen und Äbter und seiner Unterthanen; alle Tage hörte er die heilige Messe, und oftmals ging er nach dem Kloster Reinhardsbrunn, woselbst er gütig mit den Mönchen redete, und sich gottseliger Werke befleiß. Elisabeth liebte und ehrte ihn als ihr Haupt, und befolgte in allen Stücken seinen Willen, und nannte ihn, wie in den Tagen der Kindheit „lieber Bruder,“ er aber nannte sie „liebe Schwester.“ Vor Allem aber liebte sie Gott, und wenn des Nachts alle Leute im Schlosse schliefen, kniete sie oftmals noch vor dem Crucifixe und betete. An den heiligen Zeiten verdoppelte sie ihr Gebet und ihr Wachen und Fasten. Am grünen Donnerstage, wo auch unser Herr Jesus Christus sein Oberkleid ablegte, legte sie

gleichfalls ihre fürstlichen Gewänder ab, und zog einen armen Bettelrock an, und wusch zwölf Aussätzigen die Füße. Die Nacht auf den Charfreitag durchwachte sie im Gebete, und am Morgen dieses heiligen Tages pflegte sie zu ihren Frauen zu sagen: „Heute ist ein Tag der Demüthigung für uns Alle, heute soll mir keine eine Ehrfurcht bezeugen.“ Gekleidet wie am Tage zuvor, ging sie baarfus in die Kirchen, und betrachtete das bittere Leiden Jesu Christi, und weinte an seinem Grabe süße Zähren. Oft und häufig genoss sie das heilige Sakrament, und ihre ganze Herrlichkeit war im Kreuz Christi. Ihr Beichtvater, Konrad von Marburg, ging ihr bei diesen gottseligen Uebungen wohl an die Hand, so daß sie von Tag zu Tag vollkommener ward, und zunahm in der Liebe und Gnade. Unter ihren fürstlichen Kleidern trug sie ein härenes Bußhemde, und oft stand sie, aus Liebe zu dem Heilande, der für unsere Sünden so viel gelitten, gehungert und gedürstet, hungrig von der reichsten Tafel auf; doch wußte sie ihr Bußleben vor den Augen der Welt wohl zu verbergen, und war stets freundlich und guter Dinge. An schönen Kleidern und kostbarem Geschmeide hatte sie keine Freude, und mieth alle Bracht, indem sie sprach: „Nacht hing mein süßer Heiland am Kreuze, und ich unnütze Creatur bin bedeckt mit kostbaren Gewändern; sein Haupt durchstachen Dornen, und das meine soll schmücken eine goldene Krone?“ In dem Maße aber, in welchem sie streng gegen den eigenen Leib war, überfloss ihr Herz von Liebe gegen den Nächsten. Wann sie einen Armen oder Elenden sah, war es ihr, als steche man mit einem Messer in ihr Herz; also empfand sie ein Leidwesen davor. Deshalb ging sie auch oft vor dem Schlosse in die Stadt Gießen hinaus, und

besuchte die Kranken und die Armen, und theilte Brod und Fleisch und Geld unter sie aus. Sie sprach ihnen mit freundlichen Worten zu, ihr Leiden geduldig zu tragen, und saß stundenlang an ihren Betten, und schaute den Schmutz und die unreine Lust nicht, denn ihre Liebe war groß und heiß. Die neugebornen Kindlein nahm sie auf ihre Arme, und hertzte sie, und wickelte sie in Bindeln, welche sie mitbrachte, und hob sie aus der heiligen Taufe. Starb ein Armes, so wachte sie bei der Leiche, und ging hinter dem Sarge her, wenn man's zu Grabe trug, und betete. Ludwig, ihr Gemahl, aber hinderte sie nicht an diesen gottseligen Uebungen, er ermunterte sie vielmehr, darin fortzufahren, indem er wohl sah, daß Gott mit ihr sei. Einmal, da sie eben wieder unter ihrem Mantel den Armen Speisen zutrug, begegnete er ihr; es war zur Herbstzeit, und das Laub schon abgefallen. Da er sie also einhergehen sah, wollte er wissen, was sie unter dem Mantel trage, und sprach, indem er denselben zurückschlug: „Laß sehen, was du trägst?“ Da sah er statt der Speisen, welche sie den Armen brachte, wunderschöne rothe und weiße Rosen, gleichwie zur Frühlingszeit; zugleich erschien über ihrem Haupte ein hellglänzendes Kreuz. Der Landgraf erschrad, und ließ den Mantel fallen, und sprach: „Seh nur ruhig deines Weges.“ Er selbst ging stille weiter, indem er darüber nachdachte, wie wohlgefällig Gott diese guten Werke seien, und ließ in der Folge ein Kreuz an der Stelle, da dies Wunder geschehen, errichten. Also lebten beide Eheleute, und ihre größte Lust war es, Gottes Gebote zu erfüllen, und den Armen Gutes zu thun. Wohlstand und Frömmigkeit wuchsen und blühten im Lande Thüringen, und Adel und Volk thaten es in den Sitten Ludwig und Elisabeth nach.

Nun aber mußte der Landgraf mit dem Kaiser nach Italien ins Feld ziehen. Er gürtete sein Schwert um, und versammelte seine Leute, und nahm Abschied von Elisabeth. Diese weinte sehr, und versprach, für ihn zu beten, damit er aus dem Feindesland wieder glücklich nach Wariburg zurückkehre. Als der Landgraf abgezogen war, entstand eine große Hungersnoth in den deutschen Landen. Dieselbe ward nach und nach also groß, daß die armen Leute sich mit solchen Wurzeln und Früchten nähren mußten, welche sonst dem Vieh als Futter dienten; viele Pferde und Osel lagen todt auf den Wegen, und die Hungrigen verschlangen deren Aas. Solches ging Elisabeth zu Herzen, und sie theilte nach und nach alles Geld des landgräflichen Schatzes aus, das 64,000 Goldgulden betrug, und ließ Korn mahlen, und Brod daraus backen. Viele tausend Arme kamen auf die Wariburg, und Elisabeth theilte ihnen das Brod mit eigenen Händen aus. Desgleichen ließ sie zwei Spitäler bauen, um die Kranken darin zu pflegen, und ging täglich selbst dahin, und gab den Kranken Arznei, und trug sie auf ihrem Rücken von einem Bett in das andere, und trocknete ihnen mit dem Schleier ihres Hauptes den Schweiß ab, und that, was sie konnte.

Nach geraumer Zeit kam der Landgraf wohlbehalten wieder zurück aus dem Kriege. Die Hofbeamten gingen ihm bis an die Gränze entgegen, und begrüßten ihn und sprachen: „Unser Land ist indeß von einer Theurung heimgesucht worden. Elisabeth, Eure Gemahlin, hat aber Alles, was sich vorfand an Geld und Getreide, an die Armen vertheilt, und nun sind Speicher und Kassen leer.“ Der Landgraf aber gab ihnen zur Antwort: „Ist meine liebe Frau Gemahlin

gesund, so liegt mir nichts an dem Allen. Laßt nur mein Elisabethlein geben, wem, wann und was sie will, und helft Ihr dazu. Der liebe Gott wird es uns schon wieder ersetzen. Almosen werden uns nicht zu Grunde richten.“ Hierauf ritt er nach Wartburg zu Elisabeth; diese aber freute sich über die Rasen, und umarmte ihn, und küßte ihn mehr denn tausendmal. Ludwig sprach zu ihr: „Liebe Schwester, wie haben deine armen Leute gelebt in diesem harten Jahre?“ Sie antwortete: „Ich habe Gott gegeben, was sein ist, das Deine und das Meine hat er uns behalten.“

Nun lebten sie wieder froh und vergnügt auf dem Schlosse, und der liebe Gott segnete die frommen Eheleute, und war mit ihnen immerdar. Im nächsten Jahre reisten sie miteinander nach Ungarn zu dem Könige Andreas; viele Ritter und Grafen zogen mit ihnen. Der König hatte eine große Freude, als er seine liebe Tochter Elisabeth, und seinen frommen Schwiegersohn Ludwig sah, und weinte und beschenkte sie reichlich. Lange Zeit mußten sie bei ihm bleiben, und es wurden große Feste, und vornehme Gastmahle gehalten. Dergleichen schenkte den frommen Eheleuten der liebe Gott um diese Zeit ein Söhnlein, welches sie Hermann hießen, und in der Folge noch drei Mägdelein, die sie in aller Gottesfurcht erzogen.

Da geschah es aber, daß Landgraf Ludwig in das heilige Land zog, um gegen die Türken für das Grab unsers Herrn Jesu Christi zu streiten. Elisabeth wollte ihn anfangs nicht ziehen lassen, und weinte bitterlich, indem sie gedachte, er möge wohl nimmer lebend wiederkehren. Er aber sprach: „Aus Liebe zu unserm Herrn Jesus Christus ziehe ich hin; du wirst mich nicht hindern, für Gott zu thun, was ich für

das Reich und die weltlichen Fürsten thun müßte, wenn sie es wollten.“ Endlich gab sie nach und sagte: „Gegen Gottes Gebot will ich dich nicht halten. Alles Glück sei auf immerdar mit dir. In seinem Namen gehe hin.“

Nun rüstete sich der Landgraf zum Abzug, und brachte in seinem Hauswesen Alles wohl in Ordnung; auch ging er noch nach Reinhardtsbrunn, und begehrte von den Mönchen daselbst den Segen. Am Tage des heiligen Johannes des Täufers nahm er Abschied von seinen Beamten und Unterthanen, und empfahl ihnen, friedlich zu leben, und seine Gemahlin und Kinder zu beschützen, und in Ehren zu halten, bieweil er zur Ehre Christi streite, und sein Blut vergieße. Daraus segnete er seine beiden Brüder, und empfahl ihnen seine Mutter, seine Kinder, und seine Elisabeth. Die Kindlein hielten ihn fest an den Kleidern, und riefen: „Gute Nacht, lieber Vater, viel tausend gute Nacht, herzoggoldner Vater.“ Er nahm sie auf seine Arme, und herzte sie, und weinte. Zuletzt nahm er in den einen Arm seine Gemahlin, in den andern seine Mutter, und hielt sie fest, und weinte und sprach: „Liebe Mutter, ich muß dich verlassen, aber an meiner Statt lasse ich dir meine zwei Brüder Konrad und Heinrich zurück, ich befehle dir auch meine Frau an.“ Als sie ihn fest hielten, und nicht lassen wollten, rief er sich los aus ihren Armen, und stieg auf sein Pferd, und ritt mit den Kreuzfahrern weiter, indem er ein Loblied zu Ehren Jesu Christi anstimmte.

Elisabeth hatte es nicht vermocht, von ihm schon Abschied zu nehmen, sie gab ihm das Geleit bis an die Gränze des Landes, und, auch da angekommen, ritt sie noch einen Tag, und dann noch einen zweiten mit. Bei ihrer großen

Liebe wußte sie nicht, ob sie bleiben oder mitziehen sollte. Endlich ging der Ritter Barila hin, und sprach: „Edler Herr, es ist Zeit, laßt unsere Herrin heimkehren, es muß ja doch sein.“ Da weinten beide, und hielten sich fest umschlungen. Endlich machte sich Ludwig sanft aus ihren Armen los, und zog seinen Ring vom Finger, und sprach: „Elisabeth, meine allerliebste Schwester, dieses Ringlein, das ich an meiner Hand trage, und in dessen edeln Stein das Lamm Gottes eingegraben ist, soll dir eine wahre Botschaft sein meines Lebens oder Todes. Wer dir dies Ringlein bringt, meine allerliebste Schwester, dem glaube. Und nun segne dich der allmächtige Gott, meine treueste Gemahlin. Bleibe eingedenk unserd ehlichen Lebens, und unserer herzlich gepflogenen Liebe, vergiß mein nicht in deinem innigen Gebete zu Gott, lebe wohl, ich darf nicht mehr bleiben.“ Und nun zog er weiter; Elisabeth aber schaute ihm lange nach, und fiel dann wie todt in die Arme ihrer Frauen.

Der Landgraf kam mit seinen Mannen und Rittlern nach Apulien in Welschland, woselbst ihn Kaiser Friedrich gütig und freundlich aufnahm, und beide gingen mit dem ganzen Heere zu Schiffe, um nach dem gelobten Lande zu segeln. Da ward aber Ludwig plötzlich krank, und mußte sich zu Bette legen, und da es nicht besser mit ihm werden wollte, empfing er die letzte Wegzehrung. Kurz bevor er sein junges Leben endete, ließ er seine Ritter zu sich kommen, und sprach zu ihnen: „Liebe Getreue, es ist Gottes Wille, daß ich nicht nach dem gelobten Lande kommen soll, sondern allhier auf dem Wege dahin sterbe. Es freut mich, in dem Dienste meines göttlichen Erlösers sterben zu können. Nehmt diesen Siegelring, und bringt ihn meiner lieben Frau Gemahlin

Elisabeth, und meldet ihr meinen letzten Gruß. Lebt wohl und betet für mich, und wenn ihr von Eurer Farth zurückkehrt, so nehmt meine Gebühre mit Euch nach Thüringen, und begrabt sie in Reinhardtsbrunn dem Kloster.“ Als er dies gesprochen hatte, legte er sich auf das Kissen zurück, und rief nach einer Weile aus: „Seht, seht diese Tauben weiser denn Schnee. Ich muß mit diesen glänzenden Tauben davonfliegen. Und nun entschlief der fromme Landgraf selig im Herrn, und seine Seele ging aus dieser Pilger- und Wanderschaft hinaus in das ewige Vaterland. Solches geschah am dritten Tage nach dem Feste der Geburt der seligsten Jungfrau, da er noch nicht 27 Jahre zählte.

Die Ritter aber erhoben ein großes Klagegeschrei, und riefen: „Ach du guter Herr, ach du frommer Fürst! wie haben wir dich verlieren müssen, das Licht unserer Augen, den Führer unseres Zuges, die Hoffnung unserer Wiederkehr. Wehe, wehe uns!“

Darauf begruben sie seinen Leichnam mit aller Sorgfalt, und setzten ihre Farth nach dem gelobten Lande fort.

Während solches geschah, lebte Elisabeth stille und zurückgezogen auf dem Schlosse Wartburg, gleich einer Wittwe, und betete Tag und Nacht, der liebe Gott möge doch ihren Herrn Gemahl wieder gesund und wohlbehalten nach Hause lehren lassen. Statt dessen kamen aber die Abgesandten mit der Trauerbotschaft, der gute Herr sei gestorben, nach Thüringen. Sophie, die Mutter Ludwigs, ging, nachdem sie sich satt geweint, zu Elisabeth, die an Nichts dachte, setzte sich zu ihr, und sprach: „Liebe Tochter, sei

starken Gemüths, und betrübe dich nicht allzu sehr über das, was deinem Herrn, meinem Sohne, Unglückliches widerfahren ist." Elisabeth erschrad und meinte, Ludwig möchte wohl gefangen worden sein, und antwortete: „Ist mein lieber Bruder gefangen, so mag er mit Gottes und seiner Freunde Hülfe wohl befreit werden; mein Vater wird und gewiß beistehen, und ich werde bald getröstet sein. Da antwortete die Schwiegermutter und sprach: „Sei geduldig, meine allerliebste Tochter, und nimm zu dir dies Ringlein, das er dir gesandt, denn er ist leider gestorben.“ Da schrie Elisabeth laut auf: „Ach, liebe Frau, was sagt Ihr?“ Sophie sprach: „Er ist gestorben.“ Nun ward Elisabeth bald roth und bald bleich, und ließ die Arme sinken, und faltete die Hände hinwiederum, und rief: „Ach, Herr Gott, ach, Herr Gott, nun ist die ganze Welt, und Alles, was sie Liebes hat, todt für mich.“ Dann stand sie auf, und lief durch die Gänge und Säle des Schlosses, und rief: „Gestorben, gestorben, gestorben!“ Die Frauen gingen ihr nach, und sprachen ihr Trost zu. Sie aber rief: „Nun habe ich Alles verloren, o, mein allerliebster Bruder, o, mein frommer Gemahl, bist du denn gestorben und hast mich allein zurückgelassen? O, wie will ich leben ohne dich, ach, ich arme Frau, ich trostlose Wittwe! O, lieber Gott, tröste mich, o, mein Jesus, stärke mich in meiner Schwachheit!“ Alsdann fiel sie auf ihr Angesicht nieder, und lag wie todt. Alles schrie zusammen im ganzen Schlosse, und weinte, und das Jammern und Klagen währte acht Tage.

Alsbald mußte die liebe Elisabeth die Bitterkeit des Wittwenstandes und die Bosheit der Menschen erfahren, wie nie zuvor; denn ihre alten Feinde traten nun wieder auf,

und berebten den Bruder des verstorbenen Landgrafen, der Hermann hieß, Elisabeth sammt ihren Kindern aus dem Lande zu vertreiben, und sich zum Herrn und Gebieter zu machen, und so sehr wichen Gottesfurcht, und Zucht, und Adel aus seinem und seines andern Bruders Herzen, daß sie Befehl zu solcher Unthat gaben. Deshalb traten eines Tages Männer in das Gemach Elisabeths, und thaten ihr kund und zu wissen: „Daß sie nach dem Willen des neuen Landgrafen, Hermann, das Schloß verlassen solle sammt ihren Frauen und Kindern; sie hätte das Land durch ihre Gutherzigkeit arm gemacht, und lauge nicht zu dessen Herrin.“ Und da half kein Weinen und Bitten; man riß die arme Wittve aus den Armen ihrer Schwiegermutter, die sie nicht lassen wollte, und trieb sie sammt ihren Kindern zum Schlosse hinaus, und schloß das Thor hinter ihr zu. Es war Winter und bitter kalt, die Kindlein schrien zusammen, daß sich die Steine an der Mauer hätten erbarmen mögen. Elisabeth nahm nun das jüngste Kind auf die Arme, zwei ihrer Dienerrinnen führten die andern, und so gingen sie zitternd vor Frost den Berg hinab, unten in der Stadt Eisenach eine Herberge zu suchen, denn Elisabeth dachte, „ich habe den Leuten in guten Tagen viel Almosen gegeben, sie werden sich nun auch meiner in den bösen Tagen annehmen.“ Aber da waren aus Furcht vor dem neuen Herrn alle Thüren, an denen sie klopfte, verschlossen, und es hieß überall: „Helf Gott.“ Endlich kam sie mit ihren Kindlein in ein elendes Wirthshaus. Der Wirth wollte sie nicht fortschicken, da sein Haus eine Schenke war, und trieb aus einem alten, baufälligen Stalle die Schweine, die darin waren, hinaus, und wies ihr denselben zur Herberge an. Da saß nun die

Tochter des Königs von Ungarn, die man in einer silbernen Wiege nach Thüringen gebracht hatte, auf einem Bund verfaulten Stroh's im Schweinsstalle. Gegen Mitternacht hörte sie im Franziskanerkloster das Glöcklein zur Mette läuten, worauf sie aufstand, und mit ihren Kindlein in die Kirche gieng. Dasselbst bat sie die Mönche, sie möchten das Te Deum singen, indem sie dem lieben Gotte für die Gnade der Armuth danken wolle. Sie kniete unterdessen an dem Altare nieder und betete: „Herr, dein Wille geschehe! Gestern war ich eine Landgräfin, und hatte Burgen und Schlösser. Heute bin ich eine Bettlerin, und Niemand will mich aufnehmen. Ach, lieber Gott, dein Wille geschehe! Meine Kindlein aber sind hungrig und liegen hier vor dir schreiend vor Kälte, o, nimm dich ihrer an! ich selbst bin nicht würdig, daß du mich zur Gnade der Armuth auserwählt hast.“

Der liebe Gott tröstete sie indessen mit himmlischen Tröstungen, und fügte es also, daß sie mit ihren lieben Kindern nach viel Pein und Mühsal zu ihrem Herrn Oheim, dem Fürstbischöfe von Bamberg, gebracht wurde, der sie pflegte und für sie Sorge trug auf alle Weise.

Mittlerweile hatten die Kreuzfahrer ihren Zug vollendet, und die Gebeine ihres Herrn ausgegraben, und nach Deutschland gebracht. Unter dem Geläute aller Glocken zogen sie damit in Bamberg ein, und brachten dieselben in die Domkirche, in der nun die ganze Nacht hindurch gewacht und gebetet wurde. Des andern Morgens führte der Fürstbischof die Landgräfin Elisabeth in die Kirche, damit sie die theuren Ueberreste ihres seligen Ludwigs betrachte. Man that vor ihren Augen das schwarze Bartuch vom Sarge, und nahm dessen Deckel hinweg. Hier lagen des seligen Herrn Gebeine

in schöner Ordnung und weißer denn Schnee. Elisabeth warf sich über dieselben hin, und küßte sie inbrünstig, und weinte, und wie es ihr im Herzen gewesen sein mag, das kann nur der wissen, der Herzen und Nieren prüft, und ins Verborgene schaut. Als die betrübt Wittwe eine geraume Zeit geweint hatte, erhob sie sich, und sprach: „Ich danke dir, o Gott, daß du deine Magd erhört, und mir den heißen Wunsch gewährt hast, die Gebeine meines viel lieben Herrn zu schauen; ich danke dir, daß du meine betrübt und trostlose Seele also getröstet hast. Ich habe ihn dir geopfert, dein heiliges Land zu befreien, ich bereue dieses Opfer nicht, obgleich ich ihn aus allen Seelenkräften liebte, und liebe immerdar. Du bist auch mein Zeuge, daß ich jetzt nicht um den Preis eines einzigen Haupthaars den Verstorbenen gegen deinen Willen, so ich auch könnte, ins Leben zurückrufen würde. Ihn und mich übergebe ich deinem Gnade. Und geschehe nach deinem Wohlgefallen.“

Hierauf verließ Elisabeth die Kirche, und beschied die Kreuzfahrer zu sich, und erzählte ihnen, wie sie mit ihren Kindern von des seligen Ludwigs Bruder so schmähtlich verfloßen, und ins Elend getrieben worden sei. Da schmähten die Ritter überlaut und riefen: „Elisabeth, Ihr seid noch immer unsre Herrin, und wir wollen Euch schützen und Euch und Euren Kindern zu dem Rechte verhelfen. Folget uns.“

Nun ging der ganze Zug dem Kloster Reinhardsbrunn zu. Als es in Thüringen hieß, die Kreuzfahrer kämen, und brächten des seligen Landgrafen Gebeine mit sich, erhob sich Alles — Adel und Volk, und ging ihnen entgegen. Auch Ludwigs zwei Brüder, und Sophie und Agnes begaben sich nach Reinhardsbrunn. Es war ein großes Herzeleid, und

die einen riefen: „Ach, der gute, ach, der fromme Herr,“ die andern hinwiederum: „Ach, die gute, die arme Frau, die kleinen Waiseln!“ Mit großem Gepränge wurden die Ueberreste hierauf beigesetzt, und nach dem Gottesdienste gingen die Kreuzritter zu den beiden Brüdern, und schlossen einen Kreis um sie, und Rudolph von Barila, der Sohn des Walter von Barila, trat hervor, und sprach zum Landgrafen Heinrich:

„Herr! wir haben von Euch solch unnützes Betragen gehört, und in Erfahrung gebracht, daß unser Gemüth darüber sehr erschrocken, und unser Anlitz mit Scham befangen worden ist. Ach, junger Fürst, was habt Ihr gethan, und wer hat Euch das gerathen, daß Ihr Eures Bruders Weib, die betrübte Wittwe, des edeln Königs Tochter, ohne Ursache aus Eurem Schlosse verstoßen, und mit Ihren Kindern, wie eine gemeine Bettlerin habt umhergehen lassen, indeß Euer Bruder sein Leben zur Ehre Gottes aufzuopfern ging? Das würde Euer seliger Bruder, der tugendsame Fürst, nicht dem geringsten seiner Unterthanen gethan haben, selbst ein grober Bauer hätte solches nicht an seines gleichen gethan. Das schreit zum Himmel. Psui der Schande! Ihr habt Gott erzürnt, Euch selbst entehrt, das ganze Land Thüringen gelästert, und den Ruf des landgräflichen Hauses geschwächt. Wahrlich, ich fürchte die Rache Gottes wird deshalb über dieses Land kommen, es sei denn, daß Ihr Buße vor ihm thut, Euch mit der gottseligen Frau gütlich versöhnt, und das wieder gut macht, Was Ihr an ihr und Eures Bruders Kindern Unrecht gethan.“

Also sprach der Ritter; der junge Fürst aber erkannte sein Unrecht, und fing zu weinen an, und versprach, Alles

wieder gut zu machen. Rudolph von Barila antwortete: „Das ist Nichtens, das ist das einzige Mittel, dem Zorne Gottes zu entgehen.“

Er ging sogleich hin, solches Elisabeth zu melden; diese aber umarmte den jungen Landgrafen herzlich, und wurde nun von den Kreuzrittern im Triumphe nach Wartburg zurückgeführt, und war wieder Landgräfin, wie zuvor, und alle lebten in Friede und Eintracht.

Da nun Elisabeth die Rechte ihres Edhneins Hermann und ihrer Kinder gewahrt sah, wollte sie nichts weiter mit dieser schnöden, betrügerischen Welt zu schaffen haben, sondern ging nach der Stadt Marburg, in Hessen, welche ihr der Landgraf schenkte, und trat daselbst mit Bewilligung ihres Beichtvaters in den Orden des h. Franziskus. Am h. Charfreitage legte sie in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren die Gelübde ab, ließ sich ihre schönen Haare abschneiden, zog ein graues Kleid an, und that um den Leib einen Strick. Von ihren Gütern und Einkünften gründete sie Hospitäler, und schenkte, indem sie selbst nur Gemüse in Wasser abgekocht und ohne Salz aß, und Wolle spann, ihre Kleider und Kostbarkeiten den armen Leuten. Alle Tage ging sie in die Spitäler, und pflegte die Aussätzigen, welche die eckelhaftesten und darum elendesten Kranken waren; sie reichte ihnen Arzneien, wusch sie, und trug Sorge, daß sie auch an der Seele gepflegt würden, und die h. Sacramente empfangen. Auch auf das Land ging sie hinaus, und da mußte man ihr Leinwand und Brod und Fleisch nachtragen, die sie nun mit eigenen Händen austheilte. Oftmals pflegte sie zu sagen: „O, wie glücklich sind wir, daß wir also unsern Herrn waschen und kleiden können!“ oder: „Man muß

die Menschen so glücklich machen, als man nur immer kann.“ Also legte sie ihre beweglichen Güter und Reichthümer zu ewigen, unbeweglichen an.

Ihr Reichthümer führte sie den schmalen, thränenreichen Weg der Buße, der zu den himmlischen Freuden führt, mit aller Sorgfalt und Wachsamkeit. Er legte ihr oft die härtesten Bußübungen auf, um ihren Willen gänzlich zu brechen, und ihn ganz dem Willen Gottes gleich und ähnlich zu machen. Sie war in allen Stücken eine geistliche, gehorsame Tochter, und ertrug Strafen, und Abtödtungen, und Schmähungen mit aller Geduld und Gelassenheit.

Während sie also ein frommes, gottseliges Leben führte, kamen Gesandte von Ungarn her, und begehrten im Namen ihres königlichen Vaters, der vernommen hatte, daß seine Tochter ohne alle Ehre in Armuth und Niedrigkeit lebe, sie möge wieder nach Ungarn mit ihnen zurückkehren. Elisabeth aber sprach, da die Abgesandten sehr in sie drangen, solches zu thun: „Sagt meinem Herrn Vater, daß ich in diesem, meinem verächtlichen Stande zufriedener bin, als er in all seiner königlichen Pracht seyn mag. Er solle sich meiner wegen nicht betrüben, sondern sich freuen, daß er sein Kind im Dienste des höchsten Königs des Himmels und der Erde hat. Nur Eines bitte ich, er möge doch für mich beten, und beten lassen; auch ich will mein Lebtag für ihn beten.“

Der liebe Gott war mehr und mehr mit ihr, und bevor er sie zu sich nahm in seine himmlische Wohnung, gab er ihr schon auf Erden die Gnade, Wunder zu wirken, und in seinem Namen Gnaden auszuspenden. Eines Tags sah sie einen eiteln Jüngling, der sehr schön gekleidet war. Sie sprach zu ihm: „Du gleihst dich in deiner Jugend zu weltlich

an, und dienest der Welt. Sage mir, trug mein Herr und dein Herr auch solche Kleider, als er in aller Demuth, sein Blut zu vergießen, kam?" Das ging dem Jüngling zu Herzen, und er sprach: „Liebe Frau, bittet Gott, daß er mir Gnade gebe, ihm zu dienen.“ Sie sprach noch einmal: „Willst du, daß ich für dich zu Gott bete.“ Er antwortete: „Ja.“ Nun ging Elisabeth mit ihm in die Kirche, und kniete am Altare nieder, und betete. Nach einiger Zeit sprach der Jüngling: „Hört auf, Frau, ich habe dessen genug.“ Sie aber betete fort. Da rief er wieder: „Hört auf, Frau, ich vergehe, mein ganzer Leib brennt.“ Sie fuhr fort, zu beten: Nun rief er: „Ich bitte Euch im Namen Gottes, hört auf, ich kann es nicht mehr aushalten, mein Herz zerspringt im Leibe.“ Nun ließ Elisabeth nach; die Liebe Gottes hatte des Jünglings Herz verzehrt; er trat bald darauf in einen geistlichen Orden. Auf gleiche Weise erlangte ein Blinder durch ihre Fürbitte das Gesicht, und vielen ward geholfen an Leib und Seele.

Nun war die Zeit herbeigekommen, da der Herr die Schaar seiner Seligen mehren, und Elisabeth mit der himmlischen Krone zieren wollte. Eines Nachts erschien ihr Jesus Christus und sprach: „Komme zu mir, du auserwählte Braut, und gehe ein in das ewige Reich, wohin ich dich selbst gesellen will.“

Elisabeth jubelte ob dieser Botschaft im Herzen, und besuchte noch einmal alle Kranken, und segnete sie, und theilte, was sie noch besaß, an die Armen. An dem vierten Tage darauf mußte sie sich zu Bette legen, und ward durch vierzehn Tage vom Fieber heftig gequält. Eines Morgens,

da sie eben gegen die Wand gelehrt, schlummerte, hörte sie eine ihrer Dienerinnen süß und schön singen. Als sie sich umwandte, sprach das Mädchen: „Liebe Frau, wie habt Ihr so schön gesungen? Sie antwortete: „Hast du gehört? Ein Vöglein, das zwischen mir und der Mauer saß, sang so lieblich, daß ich mitsingen mußte. Am Sonntage vor der Octav des St. Martinsfestes beichtete sie, und empfing die heil. Sacramente, und ordnete ihr Begräbniß an. Darauf lag sie lange stille da. Als der Hahn das erstemal krächte, sprach sie mit heller Stimme: „Fliehe, du Böser, fliehe, denn ich habe dir widersagt.“ Um Mitternacht leuchtete ihr Angesicht hell und klar, und sie sprach: „Laßt uns von dem Jesukinde reden, denn es ist Mitternacht; es ist die Zeit, da der Heiland geboren wurde, und in der Krippe lag und in seiner Allmacht einen Stern erschuf, der vorher nie gesehen ward. Es ist die Stunde, in der er die Welt zu erlösen kam, er will auch mich erlösen. Nun wird uns auch die Zeit kund, wo er auferstand, die Todten erweckte und die gefangenen Seelen befreite. Möge er auch meine Seele aus dieser elenden Welt in seine Hände empfangen . . . Ich bin schwach, doch thut mir nichts wehe . . . Ich empfehle Euch Alle dem Herrn, meinem lieben Gotte . . . O, Maria, komme mir zu Hülfe . . . Der Augenblick ist da, wo der allmächtige Gott seine Freunde zur Hochzeit ladet. Es naht der Bräutigam, die Braut zu hohlen. Stille, stille . . .“ Da neigte sich ihr Haupt wie zu sanftem Schlummer, und ihre Seele ging zu den ewigen Freuden, und ward mit des frommen Ludwigs Seele im Himmel wieder vereint. Als bald erfüllte ein lieblicher Wohlgeruch die Hütte, darin sie gestorben; es war in der Nacht des 19. Wintermonats im

Jahre 1231. Die Heilige war ihres Alters vier und zwanzig Jahre.

Weinend und wehklagend wuschen die Frauen den heiligen Leichnam, und zogen ihm einen alten Rod an, den Elisabeth einst vom h. Franziskus von Assisi zum Geschenke bekommen hatte, und in dem sie begraben sein wollte. Als dann wurde die Leiche unter Psalmensingen in die Kapelle des Hospitals des h. Franziskus gebracht, und zur Schau ausgestellt. Das Angesicht der Heiligen blieb unbedeckt, und war schön gleichwie das Angesicht eines Engels im Himmel. Die Wangen waren röthlich, so daß man meinte, Elisabeth lebe; das Fleisch war nicht wie das Fleisch der Todten, sondern zart und weich anzufühlen. Auch ging ein süßer Wohlgeruch von diesem Gnadengefäße aus, auf daß erfüllt würden die Worte: „Das Andenken des Gerechten ist gleich einem wunderbaren Wohlgeruche.“

Da die Nachricht vom Tode der Heiligen sich ringsum verbreitete, kamen zahllos viele Gläubigen, Reiche und Arme herbei. Sie warfen sich auf die Bahre, und weinten, sie rissen Stücke von ihrem Rode und schnitten dem Leichname Nägel und Haare ab. Insbesondere kamen viele Arme und Elende und Gebrechliche, um ihre liebe Mutter noch einmal zu sehen. Thränen flossen aus aller Augen, und den ganzen Tag war die Kapelle voll von Leidtragenden.

Also blieb der h. Leichnam vier Tage ausgestellt; die Nacht, bevor er beigesetzt wurde, hörte man außerhalb der Kapelle wundersame Weisen und Melodien singen. Die Leute gingen hinaus, zu sehen, was doch dieses wäre. Da erblickten sie auf dem Dache der Kirche, ob es gleich Winter war, eine große Menge wunderschöner Vögelein, dergleichen

man noch nie gesehen. Die sangen so schön und lieblich. Einige sagten daher: „Das sind vielleicht Engel Gottes vom Himmel gesandt; sie haben die Seele der lieben, heiligen Elisabeth in den Himmel geleitet, und sind nun wiedergekehrt, zu ihrer Leichenseier zu singen, und ihren Leib durch himmlische Jubellieder zu ehren.“

Am nächsten Morgen ward die Leiche ins Grab gelegt, und zwar in der Kapelle des Hospitals. Viele Aebte und Prälaten, und Geistliche waren da. Als man den h. Leichnam hinuntersenkte, erhob sich ein allgemeines Jammergeschrei; doch viele dankten und priesen Gott, weil durch seine Gnade eine Heilige und Fürbitterin mehr im Himmel war.

Am Grabe der Heiligen geschahen in der Folge viele Wunder, so daß Papst Gregorius Elisabeth öffentlich unter die Zahl der Heiligen aufnahm. Am 1. Maitag des Jahres 1236 wurde der Leib feierlich erhoben, und selbst Kaiser Friedrich war dabei, und setzte seine goldene Kaiserkrone auf das Haupt der Heiligen, und führte den jungen Landgrafen, ihren Sohn, zum h. Leichnam hin, während dem die Kaiserin die Töchterlein der heiligen Mutter herbeibrachte. Das ist die Lebensgeschichte der h. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Die heilige Jungfrau Rothburga.

Im Lande Tyrol, unweit des Schlosses Rottenburg, lebten um das Jahr 1265 zwei fromme Eheleute. Diese hatten ein einziges Töchterlein, mit Namen Rothburga, das sie wohl und gut erzogen, und in allen Tugenden unterwiesen. An den Werktagen ging Rothburga mit dem Vater und der Mutter auf das Feld, und arbeitete vom frühen Morgen bis in den späten Abend, an den Sonn- und Festtagen aber gingen sie alle drei zusammen fleißig in die Pfarrkirche, um daselbst zu beten. In allen Stücken geherchte Rothburga ihren lieben Eltern, und wer sie sah, erbaute sich an des Mägdleins gutem Wandel, und viele Eltern pflegten zu sagen: „Wüßten doch auch wir ein so gutes Kind haben.“ Insbesondere liebte Rothburga die armen Leute, und gab ihnen manches Stückerlein Brod, oder brachte ihnen eine Suppe in ihrem Schüsselchen, und die Eltern ließen solches wohl und gerne geschehen, indem sie dachten: „Almosengeben sei ein gutes Werk, und bringe Gottes Segen in das Haus.“

Also wuchs das Mägdlein in dem Hause ihrer Eltern auf, und ward 18 Jahre alt. Da schickte der Herr Graf Hein-

rich, der auf dem Schlosse Rottenburg Hof hielt, einen Diener in ihrer Eltern Haus, und ließ ihnen sagen, Rothburga möchte im Schlosse Köchin werden. Diese liebten zwar ihre liebe Tochter ungerne ziehen, doch da es des Grafen Wille war, und Rothburga in diesem Dienste nur Gutes lernen und sehen und hören konnte, so willigten sie ein, und gaben ihr noch viele gute Lehren mit auf den Weg, und schickten sie zu der Herrschaft. Rothburga gehorchte, und ging auf das Schloß. Die Frau Gräfin Gutta nahm sie liebevoll auf, desgleichen der Herr Graf Heinrich, und da beide ein mildes Herz hatten, so durfte Rothburga oft und viel Almosen geben. Dies erfuhren die Armen und Rothleidenden bald, und sie kamen schaarweise auf das Schloß Rottenburg; da kam eine arme Wittve den Berg herauf, dort führte man einen Blinden des Wegs daher, dort brachte man einen Lahmen, so daß oft eine Menge Elender um das Schloßthor versammelt war. Rothburga ging alsdann zu ihnen, und erquickte sie mit Speis und Trank; oftmals aß sie sich selbst nicht satt, um den Hungernden geben zu können, oder sie rückte ihren eigenen Lohn daran. Zugleich ermahnte sie dieselben, ein frommes Leben zu führen, und Gottes Gebote zu halten. Der Graf und die Gräfin unterstützten die gute Köchin, nur Ottilia ihre Schwiegertochter, deren Herz hart war, hatte einen heimlichen Groll und Aerger auf die Dienstmagd Rothburga. Dies währte an die sechs Jahre; da starben Rothburgas Eltern, und auch der Herr Graf Heinrich segnete das Zeitliche. Die fromme Gräfin Gutta hatte nun auch keine Freude mehr in dieser Welt, zergrämte sich über die Waisen, und fiel in eine schwere Krankheit. Als ihr lehtes Stündlein herankam, ließ sie ihre Schwieger-

tochter an ihr Bett kommen, und nahm ihre Hand, und sprach: „Liebe Ottilia, ich werde jetzt zu meinem seligen Gemahle Heinrich in das ewige Leben gehen; immerdar habe ich die armen Leute wohl gelitten, und ihnen Almosen gegeben; thue auch du dergleichen; insonderheit ehre und schätze meine liebe Nothburga, und hindere sie nicht, den Armen Gutes zu thun. Gott ist mit ihr, sie ist ein großer Segen für unser Haus.“ Ottilia versprach, nach ihren Worten zu thun, worauf Gutta noch von ihrem Sohne Heinrich und von Nothburga Abschied nahm, und im Herrn starb. Bei der Leiche ihrer lieben Frau empfand Nothburga ein Herzeleid, wie nie zuvor in ihrem Leben, und es war ihr, als sollten nun für sie gar harte und schwere Tage kommen. Also geschah es auch. Sobald Ottilia Herrin im Hause war, und ihr Niemand etwas einzureden hatte, vergaß sie der guten Ermahnungen ihrer seligen Schwiegermutter, und verbot Nothburga, den armen Leuten irgend etwas zu geben, selbst nichts von dem, was sie sich erspart hatte. Zugleich wußte sie ihren Gemahl also zu befehlen, daß er alle Nothleidenden mit rauhen Worten vom Schlosse hinwegweisen ließ; ja sie durften nicht einmal mehr in die Nähe desselben kommen. Das schult Nothburgas Herz gleich einem scharfen Messer durch, und sie vermochte es nicht, diesem harten und grausamen Befehle nachzukommen. Eines Tages nahm sie einige übriggebliebenen Gewaaren, that dieselben in ihre Schürze, und trug sie heimlich den Schloßberg hinauf, um die Armen, welche nicht mehr herauskommen durften, damit zu erquicken. Während sie so ihres Weges dahin ging, kam plötzlich der Graf dahergeritten, und verlangte zornig, zu wissen, was sie Verborgenes trage. Nothburga that die

Schürze auf, und der Graf gewährte darin anstatt der Speisen nur Holzspäne. Er ergrimte höchlich bei diesem Anblick, indem er gedachte, Rothburga wolle seiner spotten, und ritt, ohne ein Wort zu sagen, in das Schloß. Dasselbst erzählte er Ottilien das Begebniß, und diese, froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, um Rothburga zu schaden, stimmte ein in den Verdacht des Grafen. Sobald die fromme Jungfrau wiederum in das Schloß zurückgekommen war, fuhr sie der Graf mit rauhen Worten an, und hieß sie, so gleich das Schloß zu verlassen, indem er solcherlei Leute nicht in seinen Diensten brauchen könne. Rothburga schwieg zu allen Schmähungen ihres Herrn, dem sie doch so treu und redlich gedient hatte, und packte ihre Habseligkeit zusammen, und ging unter heißen Thränen den Schloßberg hinab. Darauf wanderte sie neben dem Innflusse hin, bis sie in ein Thal kam, das nicht sehr weit vom Rottenburger Schlosse entlegen war, und die Ebene hieß. Hier stand ein Bauernhaus, nicht weit davon ein Kirchlein, dem h. Rupertus geweiht, und über demselben sah man einen Berg mit Schnee und Eis bedeckt, den man den Harterberg nennt. Rothburga ging in das Haus des Bauernmannes, und fragte ihn, ob er keine Dienstmagd nöthig habe. Der Bauernmann bejahte es, worauf Rothburga als Magd in dem Hause blieb. Sie arbeitete fortan mit allem Fleiße auf dem Felde, und besorgte im Hause die Geschäfte wohl und gut, so daß sich der Bauernmann hätte keine bessere Dienstmagd wünschen können. Am liebsten aber ging sie, so oft sie nur konnte, in das nahegelegene Rupertuskirchlein, allda zu beten, und an die himmlischen Dinge zu denken. Wann sie auf dem Wege dorthin das Schloß Rottenburg von Ferne liegen sah, vergaß sie es

nie, ihrer daselbst wohnenden Herrschaft im Gebete eingetunkt zu sein, und dergleichen für die abgestorbenen Seelen des gottseligen Grafen Heinrich und der frommen Gulla zu Gott zu sehen.

Es währte nicht sehr lange, so hörte sie, daß Gräfin Ottilia an einer schweren Krankheit darniederliege. Sie bat deshalb den Bauersmann, ihr zu gestatten, daß sie nach dem Schlosse gehe. Der Bauersmann gestattete es, und Rothburga ging hin, die kranke Gräfin zu besuchen. Als sie auf dem Schlosse angekommen war, führte man sie in die Kammer, in der Ottilia krank lag. Diese hatte indessen allen Stolz und alles herrschsüchtige Wesen abgelegt; sie fing an zu weinen, da sie Rothburga sah, und streckte ihr die Hand entgegen, und sprach: „Liebe Rothburga verzeihe mir; ich habe dich aus dem Schlosse vertrieben, und dir viel Leid angethan; und doch kommst du zu mir, mich in meiner Krankheit zu besuchen, verzeihe mir!“ Rothburga fing gleichfalls zu weinen an, als sie die Gräfin elendiglich daliegen sah, und sprach: „O liebe Frau Gräfin, ich habe niemals einen Haß gegen Euch in meinem Herzen getragen. Doch wendet jetzt Euren Sinn ganz dem lieben Gotte zu, daß er Euch gnädig und barmherzig sei in Eurem letzten Stündlein, und Euch Eure Sünden verzeihe! Das ist das Beste.“

Solches that denn auch Ottilia von ganzem Herzen, und ehe sie starb, ließ sie ihren Gemahl Heinrich vor das Bett kommen, und sprach zu ihm: „Lieber Herr Gemahl, ich werde jetzt sterben. Ich empfehle Euch Rothburga unsere Dienstmagd an, die wir ungerechter Weise von dem Schlosse vertrieben. Dergleichen habt ein mitleidiges Herz gegen die Armen, und bringet wieder herein, was ich versäumt habe.

Sorget auch dafür, daß die Stiftungen, so ich in meinem letzten Willen verordnet, in Vollzug kommen. Gott sei meiner armen Seele gnädig.“ Also sprach sie, und starb, und ward begraben. Rothburga aber ging wieder in das Thal, die Ebene, zurück, arbeitete wie eine fleißige Magd zu thun pflegt, und ging wie vordem zum Sankt Rupertuskirchlein, daselbst zu beten. Die übrigen Landleute erbauten sich an ihrem gottseligen Wandel, und wurden dergleichen frommer und besser. Der liebe Gott aber war in allen Stücken mit Rothburga, und segnete sie mit seinem Segen. Eines Samstags Abends, da sie eben zur Sommerzeit Frucht schnitt, läutete man den Feierabend ein. Rothburga legte die Sichel hinweg, und fing an, zu beten. Der Bauer aber, der gerne gesehen hätte, daß sein Fruchtfeld am Abend noch geschnitten worden wäre, und der Wind Morgen über die Stoppeln ging, hieß Rothburga fortarbeiten. Die fromme Dienstmagd aber sprach: „Ihr wißt, daß ich es ausbedungen habe, den Feierabend vor den Sonn- und Feiertagen gehörig halten zu dürfen. Lasset mich also beten.“ Doch der Bauer bestand auf seiner Forderung, und wollte Rothburga zwingen, nach seinem Willen zu thun. Allein nun sah sie gen Himmel, streckte die Sichel aus in die Luft, und sprach: „Wenn meine Bedingung dieses Feierzeichens wegen recht und löblich ist, so zeige es diese Sichel.“ Als sie dieses gesprochen hatte, zog sie die Hand zurück, und die Sichel schwebte frei in der Luft und glänzte im Sonnenschein. Der Bauer erschrad sehr, als er dies sah, und nöthigte weder an diesem Feierabend noch sonst, wenn man das Zeichen mit der Glocke an den andern Feierabenden gab, Rothburga zu arbeiten.

Indeß die heilige Magd bei dem Bauersmanne im

Dienste war, hatte Herr Graf Heinrich von Rottenburg verschiedene Schicksale und Unglücksfälle erlebt und erduldet. Sein eigener Bruder Siegfried war gegen ihn zu Felde gezogen, und hatte seine Besigungen verheert, und seine Schlösser als Rottenburg, Trapherg, Kettenberg und Friedöberg gänzlich oder theilweise zerstört und verbrannt; er war aus einem reichen und angesehenen ein armer und verachteter Herr geworden. Wann die Landleute an Rottenburg vorübergingen, und das halb zerstörte Schloß ansahen, sprachen sie: „So geht es, das hat der Herr Graf Heinrich an der frommen Rothburga und den armen Leuten verdient. Mit welchem Raube man einmißt, mit dem wird einem wieder ausgemessen.“ Der Herr Graf Heinrich sah am Ende solches selbst ein, und sprach zu sich: „Das sind Strafen des Himmels, ich habe die heilige Jungfrau schändlich behandelt, und sie aus meinem Schlosse vertrieben, und damit zugleich Gottes Heil und Segen.“ Und er gedachte der Worte seiner Frau Gemahlin Ottilia und seiner seligen Mutter, und beschloß, Rothburga aufzusuchen und wieder zu Ehren zu bringen. Sobald es Morgen war, ließ er sich sein Pferd aufsäumen, und ritt den Innfluß entlang dem Thalgrunde zu, die fromme Jungfrau zu suchen. Diese arbeitete eben auf dem Felde, und da er sie gewahrte, stieg er ab, und ging zu Fuß auf den Acker hinein. Hier angekommen, warf sich der Herr Graf Heinrich der Dienstmagd des Bauern zu Füßen, und sprach: „Verzeiht mir, Rothburga, ich habe Euch Unrecht gethan. Kommt und ziehet wieder auf mein Schloß, und wohnt daselbst. Ich will mich in allweg bestreben, den letzten Willen meines Herrn Vaters und meiner Frau Mutter, und meiner seligen Frau Ottilia getreu zu vollziehen, und Euch halten

als meine Schwester und liebe Freundin. Zugleich melde ich Euch, daß ich Willens bin, mit der edeln und frommen Jungfrau Margaretha von Hoheneck in den heiligen Ehestand zu treten.“ Als Rothburga dies hörte, und ihren ehemaligen Herrn und Gebieter vor sich auf dem Boden knien sah, fing sie an zu weinen, und rief: „O strenger Herr Graf, was thut Ihr doch, sehet auf, ich bitte Euch. Wißt, daß ich meine alte Herrschaft geliebt habe immerdar, und so Ihr es verlangt, will ich wieder in Euer Schloß als Dienstmagd gehen.“ Sie nahm nun Abschied von dem Bauersmanne, der sie ungern gehen ließ, und nachdem sie im Rupertuskirchlein dem lieben Gotte für alle Gnaden und Wohlthaten gedankt hatte, zog sie wieder nach Rottenburg auf das Schloß. Als die armen Leute hörten, Rothburga sei wieder auf dem Schlosse, und werde von dem Herrn Grafen Heinrich, dessen Sinn sich ganz gewendet habe, in hohen Ehren gehalten, da war ihre Freude über die Maßen groß, und sie gingen wieder schaarenweise Rottenburg zu, und wurden nicht mehr, wie vordem, abgewiesen. Als bald nahm Graf Heinrich die Margaretha von Hoheneck zur Gemahlin, und diese war dergleichen eine milde und gute Frau, und that mit Rothburga den Armen viel Gutes. Es währte nicht lange, so kehrte auch der Segen Gottes wieder auf dem Schlosse zu Rottenburg ein, und es erwiesen sich die Worte als klar und wahr: „Was Ihr einem der geringsten Eurer Brüder gethan, das habi Ihr mir gethan.“ Der liebe Gott schenkte dem Herrn Grafen Heinrich drei Söhnelein, Heinrich, Gebhard und Nikolaus, und zwei Mägdlein Elisabeth und Jutta, welche Vater und Mutter viele Freude machten. Es gab wieder Korn und Wein vollauf, und der Feind kam nicht mehr,

ja in der Folge ward Graf Heinrich von Rottenburg zum Burggrafen von Tyrol, und zum königlichen Hofmeister, und zum Landeshauptmann an der Etsch ernannt. Nothburga lebte indeß noch geraume Zeit auf dem Schlosse, blieb aber immer wie zuvor eine Dienstmagd, und verschmähte alle weltliche Freude und Ehre. Am liebsten ging sie in die Schloßkapelle, und betete bei den Grabsteinen ihrer alten Herrschaft, und ihre einzige Freude war es, einen Hungernden zu speisen, oder einen Durstigen zu tränken, oder einen Nackten zu bekleiden. Endlich, da sie das Tagewerk ihres Lebens als treue Magd wohl und gut vollbracht, wurde sie krank, und fühlte ihr nahes Ende. Als Graf Heinrich solches hörte, erschrak er sehr, und ging mit seiner Gemahlin, Margaretha, und seinen Kindern Heinrich, Gebhard, Nikolaus, Elisabeth und Jutta in ihre Kammer, und sie standen um das Bett her. Nothburga dankte ihrer Herrschaft noch einmal für alles Liebe und Gute, so sie ihr durch ihre Lebenszeit erwiesen, und versprach, im Himmel für sie zu beten. Alsdann richtete sie sich vom Bette auf und segnete die fünf Kinder des Grafen und ermahnte sie, ihren lieben Aeltern zu folgen, den Armen stets Gutes zu thun, keine Sünde zu begehen, und recht zu beten. Endlich empfing sie die himmlische Wegzehrung, und starb selig im Herrn, Anno 1313, am Festtage Kreuzerhöhung in einem Alter von acht und vierzig Jahren.

Graf Heinrich ließ den heiligen Leichnam in einen Sarg legen, diesen auf einen mit Ochsen bespannten Wagen setzen, und zur Begräbniß abführen. Ein Priester ging hinter dem Wagen, und eine große Menge Volkes, insbesondere viele arme Leute begleiteten die Leiche.

Die an den Wagen gespannten Thiere aber gingen von dem Wege ab, und zogen zu aller Staunen und Verwunderung den Sarg durch den Innfluß. Als sie am andern Ufer angekommen waren, gingen sie durch das Dorf Innbach, hielten hier eine Zeit lang inne, und zogen zuletzt den Wagen vor das Kirchlein des h. Rupertus, in dem St. Nothburga oft und viel gebetet hatte. Die Leute betrachteten es als Wille Gottes, daß da, wo Nothburgas Geist bei Lebzeiten oft in Gott geruht hatte, nun auch im Tode ihr Leib ruhen sollte, und gruben den Sarg neben dem Altare ein. Später ließ Graf Heinrich im Dorfe Innbach, wo der Wagen eine Zeit stille gehalten hatte, eine Kapelle errichten, die noch steht bis auf den heutigen Tag. An das Grab wollten aber in der Folge viele Pilger von Nah und Fern, und es geschahen daseibst viele Wunder. Jetzt steht über der Grabstätte, welche durch eine weiße Platte aus Marmor bezeichnet ist, eine schöne Kirche, in der Nothburga nach Gutherfung des Papstes als Heilige verehrt wird. Ihr Leichnam steht aufrecht auf dem Hochaltare, bekleidet mit kostbaren Kleidern. Das ist die Geschichte der heiligen Jungfrau und Dienstmagd Nothburga.

Der hl. Johannes von Nepomuk, Märtyrer.

In vielen Kirchen und Kapellen oder auf den Brücken kann man das Bildniß des heil. Johannes von Nepomuk sehen; er hält in der einen Hand ein Crucifix, in der andern Hand einen Palmzweig, und ist angethan mit einem priesterlichen Gewande; um sein Haupt aber ist ein Kranz von Eternen. Die Schiffleute rufen ihn als ihren Schuttpatron an, und wer immer nach Böhmen und in die Hauptstadt Prag kommt, weiß, wenn er wieder nach Hause kehrt, etwas von dem heil. Johannes von Nepomuk zu erzählen, denn er wurde in diesem Lande zehn Stunden von Prag um das Jahr 1330 in dem Städtlein Nepomuk geboren, und wird bis auf den heutigen Tag in ganz Böhmen gar hoch in Ehren gehalten. Seine Aeltern waren fromme und tugendfame Bürgerleute, und hatten lange zu Gott gesiehet, bis ihnen dies Kind war geschenkt worden. Ja es schien, als wolle es der liebe Gott sogleich wieder von dieser Welt in seinen Himmel nehmen, denn es war anfangs gar schwach und elend. Doch die Aeltern ließen nicht nach mit Beten,

und gingen oft in das Cistercienser Kloster, das nicht weit von dem Städtlein am grünen Berge lag, und baten hier in der Kirche insbesondere die seligste Jungfrau Maria um ihren Beistand und ihre Fürsprache. Und ihr Gebet ward auch erhört; das Söhnlein wurde wieder gesund und munter, und die Aeltern gelobten in ihrem Herzen, es gänzlich dem Dienste des Herrn zu weihen. Sie erzogen deshalb Johannes mit aller Sorgfalt, und scheuten weder Mühe noch Fleiß noch Kosten. Früh schon zeigte es sich, daß Johannes zu etwas Großem bestimmt, und daß der liebe Gott mit ihm sei, denn er liebte nicht kindisches Wesen, und sein Sinn stand nach ernsten, heiligen Dingen. Alle Morgen ging er in die Kirche der Cistercienser, und hörte hier mehrere heilige Messen. Während des Gottesdienstes hob er seine Hände so andächtig auf, und seine Gebarden waren so fromm und züchtig anzuschauen, daß sich alle Kirchgänger daran erbauten, und Viele sagten: „Was ist das doch für ein frommes, andächtiges Kind?“

Als er älter geworden war, lernte er bereits einiges Latein zu Hause, dann kam er nach der Stadt Saaz, wo selbst er sich fleißig auf die Redekunst verlegte, und zuletzt schickten ihn seine Aeltern nach der Hauptstadt Prag, denn hier war eine hohe Schule, an der die geschicktesten Lehrer aus allen Theilen Europa's die jungen Leute unterwiesen in den Künsten und Wissenschaften. Johannes machte sich diese Gelegenheit wohl zu Nutzen, und ward alsbald einer der fleißigsten Studenten in ganz Prag; er erlernte die Gottesgelahrtheit und die Rechtswissenschaft. Jedoch dessen eingedenk, daß einer, so er auch alle Geheimnisse wüßte, und alle Kenntnisse besäße, aber keine Liebe zu Gott und den

Menschen in seinem Herzen trüge, nichts wäre: unterließ er es nicht, zu beten, und sich eines reinen Wandels zu befeihen; oftmals ging er zum heiligen Sakrament der Beichte, und empfing den Leib unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. So kam die Zeit näher und näher, in der er zum Priester geweiht werden sollte, und auf die er sich schon lange gestreut hatte. Er verdoppelte seinen Eifer und sein Gebet, und brachte zu diesem Ende einen ganzen Monat in der Einsamkeit zu, betrachtend und nachdenkend darüber, welches heiliges Amt er von nun an verwalten sollte. Nach Verlauf dieses Monats ward er von seinem Bischofe zum Priester geweiht, und feierte sein erstes heiliges Messopfer mit englischer Andacht, und unter Verglehung häufiger Zähren.

Der Bischof, welcher des heil. Johannes von Nepomuk Eifer wohl kannte, und sah, daß er in der heiligen Vereinsamkeit wohl geübt war, vertraute ihm das Predigtamt zu unser lieben Frau im Tein zu Prag. St. Johannes bestieg die Kanzel, und predigte so eindringlich von der Eitelkeit der Welt und der Schönheit des Himmels, von der Nothwendigkeit der Buße und Besserung, daß alle, die zuhörten, Thränen vergossen, und bald ging Jung und Alt, Reich und Arm, Hoch und Nieder in die Lieb-Frauenkirche, St. Johannes predigen zu hören. Auch die Studenten, deren dazumal viertausend in Prag waren, gingen schaarenweise in die Predigt des hl. Johannes, und mancher, der bisher ein sündhaftes Leben geführt hatte, ward im Herzen gerührt, und dachte an seine Seele und an die Ewigkeit, und ward ein besserer Mensch. Ja in ganz Prag wurden die Sitten besser, und die Gebote Gottes weniger übertreten, denn

vorher. Der Erzbischof von Prag, dem solches hinterbracht wurde, übertrug ihm daher auch die Stelle eines Canonikus an der Domkirche, und selbst Kaiser Wenzel, der in Prag Hof zu halten pflegte, und dessen Sitten eben nicht die besten waren, wurde neugierig, St. Johannes predigen zu hören. Als daher die Adventzeit herankam, ließ er ihm den Auftrag zugehen, diese Zeit hindurch vor dem Hofe zu predigen. Dies war nun nichts Leichtes; doch unterzog sich Johannes dem Befehle, und predigte auch hier also schön und klar, und ohne Menschenfurcht, daß Wenzel, der Kaiser, eine Zeit lang abließ von seinen Lastern und Leidenschaften. Ja er empfand eine solche Hochachtung vor Johannes, daß er ihm den eben erledigten bischöflichen Stuhl zu Leitmeritz antrug. Doch Johannes schlug diese hohe Würde aus; er wollte lieber in Demuth und Niedrigkeit leben. Da dachte der Kaiser, diese Stelle wird dem Johannes zu viel Mühe und Beschwerde machen, und trug ihm die Probstei von Bischwath an, welche nach dem Bisthume die erste kirchliche Würde war, und viel Geld eintrug, und weder Mühe noch Beschwerde auferlegte. Hunderte hätten mit beiden Händen darnach gegriffen, allein St. Johannes, dem es weder um Geld noch um Ehre, noch um ein gemächliches Leben zu thun war, schlug auch diese Stelle zu Aller Verwunderung aus, und nahm in der Folge nur die Stelle eines Großalmosenpflegers des Kaisers an. Hier hatte er Gelegenheit, den Armen viel Gutes zu thun, und solches hielt er höher als Freuden und Ehren der Welt. Diese gingen denn auch den ganzen Tag bei ihm aus und ein, und St. Johannes ward nicht müde, wohl zu thun, und Feinde zu versöhnen, und Proceffe zu schlichten. Man wußte nicht, sollte man

mehr seine Liebe, oder seine Weisheit, seine Demuth, oder seine Gelehrsamkeit bewundern.

Doch nicht bloß der Kaiser Wenzel, auch insbesondere dessen Gemahlin, die Kaiserin Johanna, hielt den frommen Mann in hohen Ehren, und wählte ihn zu ihrem Beichtvater. St. Johannes gab sich alle Mühe, die fromme Frau auf dem steilen und schmalen Wege, der zum Himmel führt, wohl und sicher zu leiten; er gab ihr manch guten geistlichen Rath, und tröstete sie in ihrem Herzeleid, welches Kaiser Wenzel seiner Gemahlin nicht selten bereitete, denn bald liebte er sie, bald hatte er wieder einen bösen und falschen Argwohn auf sie, und machte ihr die Tage ihres Lebens durch seine Sünden bitter. War die Kaiserin schon vorher eine fromme Frau, der das Ewige und Himmlische über Alles ging, so wurde sie unter St. Johannes geistlicher Zucht und Leitung noch von Tag zu Tag frömmere und gottseliger. Man fand sie von dieser Zeit an statt bei den Lustbarkeiten des kaiserlichen Hofes in den Kirchen, und anstatt unter vornehmen Herren und Frauen, unter den Armen und Elenden, welche sie mit eigenen Händen pflegte und speiste. Wenn sie aus dem Beichtstuhle ging, floßen Reuzähren über ihr Angesicht, und wann sie das Allerheiligste empfing, konnte man sie nicht ohne Rührung und Erbauung betrachten, so fromm und andächtig genoss sie des Herrn Trohnleichen. Das war dem Kaiser zuwider; und da er selbst ein sündhastiges Herz hatte, so hielt er dafür, ihre Frömmigkeit sei nicht wahr und aufrichtig, und sie suche, ihn damit nur zu täuschen und zu hintergehen. Er faßte einen falschen Argwohn gegen sie, und um ins Klare zu kommen, rief er St. Johannes in den Palast, und sprach zu ihm: „Johannes sagt und kündet mir

an, was hat die Kaiserin Euch in der Beichte vertraut, ich muß es wissen."

St. Johannes erschrad über diese Worte sehr, und entgegnete: „Mächtiger Kaiser, ich bin Euer geringster Diener, und pflichtschuldiger Unterthan, und bereit, das Leben für Euch zu lassen, aber Ihr wißt, es ist des Priesters heiligste Pflicht, der Beichte Siegel nie und nimmer zu lösen, ich bitte Euch, laßt mich, ich kann und darf solches nicht thun.“ Der Kaiser blickte den frommen Priester wild und grimmig an, und entließ ihn, ohne ein Wort zu sagen. Johannes schwieg gleichfalls, und ging wieder nach Hause, indem er bei sich dachte, solches dürfte für ihn gar einen blutigen Ausgang nehmen. Doch stellte er Alles dem lieben Gotte anheim.

Es vergingen inzwischen einige Tage; doch der Kaiser ward immer finsterner und grimmiger, und alle Hofleute mußten seinen Zorn empfinden. Eines Tages saß er zu Tische. Da wurde auf die Tafel ein Kapaun gebracht, der nicht gänzlich ausgebraten und nach des Kaisers Geschmack zubereitet war. Der Kaiser ergrimnte, und gab den grausamen Befehl, den Koch an demselben Feuer zu braten, an dem der Kapaun war zubereitet worden. Alldereits knisterte das Feuer, und man schickte sich an, des Kaisers Befehl zu vollziehen. Da hörte Johannes von Nepomuk die schreckliche Kunde, und eilte in den Palast, und warf sich dem Kaiser zu Füßen, und flehte um Gnade für den armen Koch. Doch der Kaiser ward nur noch wilder und jorniger, und um des Hellsen los zu werden, befahl er den Soldaten, ihn in den Kerker zu führen. Die Soldaten ergrieffen den frommen Mann, und führten ihn in den Kerker. Hier saß er nun, unschuldig und ohne Ursache; doch ergab er sich nach

gewohnter Weise in den Willen Gottes. Nach einigen Tagen öffnete man indeß wieder die Thüre des Gefängnisses, und ein Edelmann trat herein und kündigte ihm die Befreiung und Gnade des Kaisers an; zugleich lasse ihn der Kaiser bitten, das Geschehene zu vergessen, und morgen zu der Tafel zu kommen. St. Johannes dankte Gott, und begab sich des andern Tages in den Palast. Kaiser Wenzel nahm den Heiligen gütlich auf, und hieß ihn essen und trinken. Doch als die Mahlzeit vorüber war, ließ er alle Gäste abtreten; und nur Johannes mußte bei ihm im Gemache bleiben. Anfangs redete er mit ihm über gewöhnliche Dinge, dann aber verlangte er wiederum zu wissen, was die Kaiserin ihm in der Beichte vertraut habe. Der Heilige weigerte sich standhaft. Da sprach der Kaiser: „Johannes, Ihr könnt, was mich anbelangt, auf ein unverbrüchliches Stillschweigen zählen; überdies werde ich Euch mit Ehren und Reichthümern überhäufen. Zudem seht zu, und entspricht meinem Wunsche, thut Ihr es nicht, so lasse ich Euch quälen mit grausamen Qualen, und am Ende noch um das Leben bringen.“ Der Heilige aber gab wieder zur Antwort: „Mächtiger Kaiser, mich binden die heiligsten Gesetze; nichts ist im Stande, mich zum Eidbruche zu bewegen.“

Da erzürnte der Kaiser über die Afsen, und ließ den Heiligen wieder in das Gefängniß abführen. Doch damit war es nicht gethan. Alsbald kamen die Schergen, und hollen ihn ab in die Folterkammer. Hier spannten sie seinen Leib auf die Folter, und versengten denselben an verschiedenen Theilen mit brennenden Pechfackeln. Dann brieten sie ihn bei langsamem Feuer, und quälten ihn auf

die grausamste Weise. Indem der Heilige auf seinem glühenden Marterbette lag, und die schrecklichsten Qualen erduldet, hörte man keine andere Worte aus seinem Munde als: „O Jesu, o Maria.“ Endlich nahmen sie ihn halbtodt herab, und brachten ihn wieder in den Ketler, woselbst er erschöpft und elend niedersank. Doch nun erschien ihm der liebe Heiland, und erquickte und tröstete ihn mit himmlischen Tröstungen. Mittlerweile erfuhr die Kaiserin den ganzen Hergang der Sache; sie erschrad heftig, und eilte sogleich zum Kaiser, und warf sich ihm zu Füßen, und rief: „O Herr Gemahl und Kaiser, was habt Ihr gethan! O laßt den gerechten Diener Gottes los, sonst möchte Uns des Himmels Strafe treffen.“ Sie weinte und bat in Einem fort, bis Ihr frommer Beichtvater wieder die Freiheit erhielt. St. Johannes kam nachgehends wieder an den Hof; doch bei der Unbeständigkeit und Grausamkeit des Kaisers glaubte er, die wiedererlangte Ruhe seiner Tage werde nicht von großer Dauer sein. Er bereitete sich zum Tode, und verdoppelte seine Arbeit in des Herrn Weinberg. Eines Tages bestieg er hinwiederum die Kanzel. Sein Vorspruch, den er gewählt hatte, war: „Noch eine kurze Zeit, und Ihr werdet mich nicht mehr sehen.“ Er wiederholte im Laufe der Predigt die Worte: „Ich habe nicht mehr Zeit, mit Euch zu reden,“ so oft und so eindringlich, daß alle Thränen vergossen und wohl ahneten, was der fromme Prediger damit andeuten wolle. Am Schlusse seiner Rede weissagte er die Strafgerichte, welche alsbald über Böhmen hereinbrechen würden, bat die versammelte Geistlichkeit um Verzeihung, wenn er ihnen kein gutes Beispiel möchte gegeben haben, und nahm Abschied von seinen Zuhörern. Dann stieg er weinend von der Kanzel, um da-

selbst nie wieder das Wort Gottes zu verkünden. Zuletzt machte er noch eine Wallfahrt nach Bunzlau, woselbst ein Gnadenbild von Maria, der seligsten Jungfrau, aufgestellt war, das die Apostel von Slavonien, Cyrillus und Methodius, dorthin gebracht hatten. St. Johannes kniete am Altare, die süße Jungfrau Maria möge ihm doch in seinem letzten Kampfe beistehen, und ihm in der Todesstunde ihr mildes und gnadenreiches Angesicht zeigen. Gestärkt und im Geiste gekräftigt, kehrte er wiederum nach Prag zurück. Abends kam er in die Hauptstadt. Kaiser Wenzel stand eben an einem Fenster seines Palastes, und sah den frommen Pilgrim vorüberschreiten. Da erwachte der alte Haß und Groll wieder in seinem Herzen, und der Satan gab ihm ein, sein gottesschänderisches Wesen aufs Neu zu treiben. Er ließ ihn alsogleich vorführen, und sprach: „Johannes wähle zwischen Leben und Tod; verrathe das Reichgeheimniß oder stirb.“ St. Johannes antwortete nichts. Da rief der Kaiser in seinem Grimme aus: „Man entferne diesen Menschen aus meinen Augen, und werfe ihn, sobald es dunkel ist, um dem Volke seine Hinrichtung zu verheimlichen, in den Fluß.“ St. Johannes bereitete sich nun bis dahin auf seinen Tod vor, und als es dunkel war, und ein Sternlein nach dem andern erschien, nahmen die Soldaten den Heiligen, und führten ihn auf die Brücke, welche über den Moldaufluß führt, und das Kleinfelde mit der Altstadt verbindet. Dasselbst banden sie ihm Füße und Hände, und stürzten ihn von deren Rand in den Moldaufluß. Es war am Abende vor Christi Himmelfahrt, den 16. Lenzmonat 1393. Aber siehe, kaum hatte der Heilige seinen Geist aufgegeben, so umstrahlte den Leib, der auf dem Wasser schwamm, ein wunderschön leuchtender Glanz. Die Soldaten

erschraden, und eine Menge Menschen, welche den Glanz von Ferne sahen, kamen auf die Brücke und an die Ufer des Flusses. Auch die Kaiserin, welche nicht schlafen konnte, sah von ihrem Gemache aus den schönen Glanz und Schimmer, und lief sogleich zum Kaiser, und rief: „Ich habe auf dem Moldauflusse einen Glanz und Schimmer gesehen, was mag dessen Ursache sein?“ Kaiser Wenzel, der sogleich an St. Johann von Nepomud dachte, erschrad sehr, und antwortete der Kaiserin nicht, sondern ging alsbald auf das Land, und Niemand durfte ihm folgen. -

Als es Tag geworden war, sah man den Leichnam des hl. Johannes am Ufer liegen. Bald ward das Geheimniß entdeckt, und die Soldaten verriethen selbst des Kaisers grausame That. Ganz Prag versammelte sich am Ufer, und es entstand ein großes Klagen und Jammern. Die Einen beweineten den lieben Heiligen, Andere verwünschten den grausamen Kaiser. Man hob den Leichnam von der Erde auf, und trug ihn in Prozeßion in die heilige Kreuzkirche der Büßenden, woselbst er ausgestellt blieb, bis ihm ein Grabmal in der Domkirche bereitet war, wohin er in der Folge gebracht wurde. Den ganzen Tag war viel Volk um den hl. Leichnam versammelt, sie küßten ihm dankbar Hände und Füße, und empfahlen sich der frommen Fürbitte des Märtyrers.

Kaiser Wenzel wurde in der Folge, während der heilige Johannes von Nepomud von dem Volke hoch verehrt ward, seiner Kaiserwürde entsezt, und starb, ohne die hl. Sakramente empfangen zu haben, eines gähnen Todes am Schlage.

Die Kaiserin weinte, als sie ihres frommen Beichtvaters Tod erfuhr, hieselbst Thränen, und ward aus Hertzelsch krank und verstarb zuletzt eines sanften und seligen Todes.

Am Grabe des hl. Johannes aber geschahen in der Folge wunderbare Heilungen, und als man 1719 den Leichnam wieder erhob, war dessen Zunge noch schön und frisch. Auf dem Grabsteine in der Domkirche sind noch die Worte zu lesen:

„Unter diesem Steine ruht der Leib des ehrwürdigen
 „und glorreichen Wundermannes, Johann von Nepomud,
 „Doktors, Kanonikers dieser Kirche und Beichtvaters der
 „Kaiserin, der, weil er standhaft und treu das Siegel der
 „Beichte bewahrte, grausam gemartert, und von der Prager
 „Brücke in den Fluß Moldau, auf Befehl Wenzeslaus des IV.,
 „Kaisers und Königs von Böhmen, Sohns Karls IV., ge-
 „stürzt wurde, im Jahre tausend dreihundert drei und achtzig.“

**Der gottselige Nikolaus von der Glüe,
gemeinhin Bruder Klaus genannt,
Einsiedler in der Schweiz.**

In dem lieben Schweizerlande in Unterwalden ob dem Kernwald liegt ein schönes, grasreiches Thal mit einem kleinen See, und in dem Thale der Ort Säculn. Nicht weit davon stand eine Hütte, in der zur Zeit, als das heilige Concilium in Constanz gehalten wurde, zwei fromme, tugend-same Eheleute lebten, Heinrich von der Glüe und Hemmana Robert. Sie hatten ein großes Stück Ackerland, das sie fleißig bauten, auch schönes Vieh, das sie nach des Landes Gewohnheit auf die weidenreichen Matten trieben, woselbst nahrhafte Alpenkräuter wachsen. Beide Eheleute lebten mit ihren Nachbarn in Eintracht und Friede, thaten den Armen viel Gutes, und gingen gerne in ihre Pfarrkirche, um daselbst zu beten. Deshalb segnete sie auch der liebe Gott, und gab ihnen im Jahre 1417, den 21. März ein Söhnlein, das in der Pfarrkirche zu Kerns getauft, und Nikolaus genannt wurde. Sie erzogen den jungen Nikolaus in aller Gottesfurcht, und er war seinen Aeltern folgsam, und gegen Jedermann freundlich und dienßfertig. Dergleichen war er

sanft und frieblichend, und wenn seine Geschwister und Kameraden miteinander zankten, und haderten, ermahnte er sie, sich zu vertragen, und einmüthig zu sein. Insbesondere aber betete er gerne. Oft schlich er sich, wenn die Kinder zusammen ein Spiel machten, von dem Spiele hinweg, begab sich an einen einsamen Ort, kniete nieder und betete. Gingen seine Hausgenossen des Abends nach vollbrachter Arbeit heim, und lachten und scherzten auf dem Wege, so blieb Nikolaus im Geheh hinter ihnen zurück und betete. Desterd glug er deshalb auch in ein einsames Thal, den sogenannten Rast, nicht weit von seines Vaters Gehöfte gelegen; hier konnte er allein dem Gebete obliegen. Einmal, er mochte seines Alters etwa 16 Jahre sein, kam er wieder in dieses Thal; ringsumher war es stille, nur die Welcha hörte er unter sich rauschen. Indem er sich niederkniete, war es ihm, als sehe er auf einem hohen Felsen einen schönen, festen Thurm, der höher und höher stieg, und zuletzt bis an den Himmel rührte. Dabei wurde es ihm so wohl, und selig um das Herz, daß er in dem Thale, woselbst er das Gesicht gesehen hatte, zu bleiben, und nach Weise der Einsiedler zu leben gedachte. Der Thurm, den er geschaut, war ihm ein Bild seiner Seele; gleichwie der Thurm von dem Felsen an immer höher und höher stieg, bis er an den Himmel rührte, also sollte auch seine Seele sich immer mehr und mehr von der Erde zum Himmel erheben. Zu diesem Ende fing er an, zuerst an jedem Freitage, in der Folge auch an den Montagen, Mittwochen und Samstagen zu fasten. Kam die heilige Osterszeit heran, so aß er vierzig Tage lang nichts, als je des Tages ein wenig trocknen Brod und einige gekörnte Birnen. Also that er, bevor er zwanzig

Jahre zählte, war aber dabei nicht finstern Ansehens, sondern froh und guter Dinge, und wenn die Leute zu ihm sagten: „Nikolaus, das ist zu hart für dein Alter,“ gab er ihnen zur Antwort, „Der liebe Gott will es so haben.“

Seine Aeltern billigten indessen seinen Wunsch, nach Einsiedler Weise zu leben, nicht, sondern wollten, daß er ein Hauswesen anfangte, und in den heiligen Ehestand trete, und suchten ihm eine fromme, tugendsame Jungfrau Dorothea Wistling, aus dem angesehenen Geschlechte berer von Sareln. Nikolaus wäre zwar lieber in seinem Thale geblieben, doch that er nach dem Verlangen seiner Aeltern, und nahm die Wistling zur Ehefrau. Beide lebten in Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit, und der liebe Gott schenkte ihnen zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter, welche sie gleicher Weise fromm und gut erzogen. Sobald es Tag wurde, stand Nikolaus mit seinen Kindern auf, und betete mit ihnen das Morgengebet; alddann gingen sie auf das Feld, Heu zu sammeln, oder Unkraut auszureuten, oder das Vieh zu weiden, oder sonst etwas zu arbeiten. Desgleichen wurde vor und nach dem Essen andächtig gebetet, und so auch des Nachts, bevor sie schlafen gingen. Wenn aber die Kinder längst schliefen, stand der Vater wieder auf, und pflegte allein der Andacht nicht selten bis an den Morgen. Er hatte wohl auf sie Acht, und hieß sie fleißig in die Pfarrkirche, und zu den heiligen Sacramenten gehen. Dorothea half in Allem wohl mit, und so nahmen sie zu an Weisheit und Tugend wie an Alter. Zwei dieser Kinder starben bald nach der heiligen Taufe, und gingen heim zu den Engeln Gottes. Während sie also fromm und friedlich lebten, kam ein Bote in das Thal, und brachte die Nachricht, der Feind sei in das

Land gekommen, und bot zugleich die waffenfähigen Mannen auf, gegen ihn zu ziehen. Auch Nikolaus, so sehr er den Frieden liebte, griff nach Wehr und Waffe, und nahm Abschied, und zog mit denen von Sareln aus, für sein Vaterland zu streiten. Da er groß und stark von selber war, auch ein tapferes Herz hatte, schlen ihn seine Landesknechte als Rottenmeister über hundert Mann, und er that dem Feinde viel Schaden. Gegen die Wehrlosen aber, die Wittwen und die Waisen war er sanft, wie ein Lamm; er ermahnete seine Waffenbrüder, nicht zu rauben und zu plündern, keiner Jungfrau Gewalt anzuthun, und das Vermögen der Kirchen und die Armenstiftungen nicht anzugreifen. Bei Diefenhofen kam es zur Schlacht. Der Feind wurde geschlagen, und floh in das Lieb-Frauenkloster St. Katharinenthal, woselbst er sich verschonte. Die Eidgenossen umringten das Kloster, und kamen dahin überein, es in Brand zu stecken. Das drang dem frommen Kriegsmanne Nikolaus zu Herzen. Er kniete bei einem Kreuze nieder, das am Weg stand, und rief den Herrn um Hülfe an; alsdann trat er muthig vor die Hauptleute, und sprach: „Lieben Brüder, verschont doch das Gotteshaus, denn aus ihm wird noch Viel des Guten kommen. Der Feind wird bald aufbrechen und abziehen.“ Zugleich riß er einem Soldaten die brennende Fadel aus der Hand, mit der er das Kloster in Brand stecken wollte. Die Hauptleute gaben nach, der Feind zog ab, und das Haus Gottes blieb unversehrt. Nikolaus aber bekam zum Gedächtniß eine goldne Schaumünze. Wenn die Soldaten im Lager waren, und spielten und tranken, nahm Nikolaus seinen Rosenkranz, ging an einen einsamen Ort, und lag daselbst dem Gebete ob.

Er war indeß froh, als der Krieg zu Ende ging, und er wieder in seine Hütte und zu den lieben Seinigen zurück-
 lehren konnte. Doch seine Mitbürger, die ihn ehrten und
 liebten, wählten ihn jetzt zum Landrath und Richter; ja sie
 wollten ihn sogar zum Landamtmann machen. Nikolaus
 aber, der alle weltliche Ehre und Aemter floh, weigerte sich
 dessen standhaft. Sie hörten jedoch nicht auf, in ihn zu
 dringen, und da sie ihn endlich batlen, er möge doch die
 Stelle des gemeinen Ruzens wegen annehmen, ward er Richter
 und Landrath, und diente seinem Vaterlande durch 19 Jahre
 mit Treue und Eifer. Er war gerecht im Gericht, und frei-
 müthig im Rathe; er schützte wie im Kriege, so zur Zeit des
 Friedens Wittwen und Waisen, und war der Armen beson-
 derer Freund und Beistand. Wer immer ein Anliegen und
 Herzeleid hatte, dem stand die Thüre seines Hauses offen,
 und er gab ihm guten Rath und sichern Bescheid. Das
 ganze Land Schweiz segnete den frommen Landrath und
 Richter Nikolaus. Es stand aber sein Sinn immer mehr
 dahin, der Welt den Abschied zu geben, und allein dem
 lieben Gotte zu leben, und in diesem seinem Wunsche be-
 stärkten ihn mehre himmlische Gesichte und Offenbarungen,
 die ihm von Zeit zu Zeit wurden. Eines Tages trieb er
 sein Vieh auf eine abgelegene Bergmatte. Hier war es
 ganz still, und man hörte außer den Glocken der weidenden
 Kühe keinen Laut. Nikolaus kniete nach seiner Gewohnheit
 nieder, um zu beten. Siehe da war es ihm, als wachse
 eine schöne, schneeweiße Lilie aus seinem Munde hervor.
 Ringend war ein lieblicher Geruch, und die Lilie wuchs,
 und wuchs bis an den Himmel. Da neigte sie sich aber
 auf einmal wieder zur Erde, und das Pferd, welches in der

Nähe weickete, kam und verschlang die Lilie gleich anderm Grafe. Nikolaus erschrad, und bachte lange dem Gesichte nach, endlich sprach er zu sich selbst: „Die Lilie, die gen Himmel wuchs, bedeutet die himmlischen Gedanken und Betrachtungen, das Pferd aber bedeutet die irdischen Dinge und die irdische Lust. Gleichwie das Pferd die Lilie verschlang, verschlingen die irdischen Dinge die himmlischen Gedanken und Betrachtungen.“

Ein andermal ging er auf seine Wiese hinaus, die im Melckthale lag, um Gras zu mähen. Indem er die Sense auf der Schulter einherschritt, flehte er im Herzen zu Gott, er möge ihm doch den Weg zeigen, auf dem er fortan wandeln sollte. Da ließ sich eine glänzende Wolke vom Himmel herab, und aus der Wolke sprach eine Stimme: „Nikolaus, warum thust du so ängstlich? Verlaß dich nicht auf deine eigene Kraft, merke auf Gottes Willen. Ergib dich ihm allein, und was er mit dir wirken will, das laß ihn wirken.“ Von dieser Stunde an war es Nikolaus klar, daß ihn der liebe Gott zu seinem besondern Werkzeuge ausersehen habe, und er beschloß, gleich den Aposteln um des Herrn willen Alles zu verlassen.

In diesen Gedanken kehrte er in sein Haus zurück, und setzte sich auf die Bank nieder, und schwieg stille. Seine Ehefrau gedachte in ihrem Herzen, es müsse sich mit ihm etwas Besonderes zugetragen haben, und redete ihn an und sagte: „Nikolaus was ist dir?“ Nikolaus sah sie an, und erzählte ihr das Gesicht, das er geschaut, und sagte von der Stimme, die er gehört hatte, und sprach: „Liebe Dorothea, ich bin Willens, nun diese schöne Welt zu verlassen, und Gott in einer Einsöde allein zu dienen. Ich bitte dich, gib

mir um Gottes Willen Urlaub, und verhilf mir zu meinem Vorhaben." Als Dorothea diese Worte gehört hatte, fing sie an zu weinen, und wollte Nikolaus nicht ziehen lassen, denn sie liebte ihn sehr. Er aber fuhr fort zu reden, und sprach: „Halte mich nicht, siehe unsere Kinder sind versorgt, und es ist ja Gottes Wille.“ Endlich billigte sie sein Vorhaben. Nikolaus war dessen froh, und ordnete nun noch in seinem Hauswesen, was anzuordnen war, und nahm Abschied von seiner Dorothea und seinen Kindern und Enkeln, desgleichen von seinem alten Vater und seiner ganzen Freundschaft. Da war denn ein großes Herzeleid, und alle weinten sehr.

Er aber, nun froh, aller irdischen Sorgen und Pflichten ledig zu sein, zog angethan mit einem langen, braunen Rode, in der einen Hand seinen Stod, in der andern Hand seinen Rosenkranz, das Haupt und die Füße bloß ohne Geld und Begehrung hinweg aus seines Vaters Haus und seiner lieben Heimath. Es war Anno 1467 an einem Tage des Herbstmonats, da er 50 und ein halbes Jahr zählte. Ohne recht zu wissen, wohin es gehen sollte, zog er weiter und weiter, um etwa entfernt von seinem Vaterlande einen einsamen Ort aufzusuchen. So kam er bis gegen Lichtfall, einem Dorfe im Kanton Basel, der damals noch nicht zur Schweiz gehörte. Da es schon Abend war, lehrte er in dem Hause eines Bauersmannes ein, der ihn freundlich aufnahm. Diesem sagte er noch mancherlei Rede von seinem Vorhaben, und bat ihn, er möge ihm doch einen Ort zeigen, wo er ungestört dem lieben Gotte dienen könne. Der Bauersmann, welcher fromm war, lobte sein Vorhaben; sagte aber dabei: „Nikolaus, ihr habt die Sache nicht klug angegangen.

Seht, Ihr seid ein geborner Eidgenoss, und nicht Alle sind den Leuten aus Eurer Landschaft grün. Es ist besser im Vaterlande zu sein, als unter fremden Leuten, die Euch vielleicht als einen ansehen, der entlaufen ist.“ Nikolaus erkannte, daß der Rath des Bauers gut sei, dankte und machte sich wieder auf den Weg, obwohl es schon dunkelte. Als er auf das freie Feld hinauskam, war es bereits Nacht, doch war der Himmel heiter, und die Sterne schienen hell und klar. Er kniete sich sofort auf dem Felde nieder, und betete und erwog in seinem Herzen, wohin er sich doch wenden sollte; endlich schlief er ein. Nach kurzer Zeit erwachte er wieder; siehe da umgab ihn ein heller Schein vom Himmel her, und es war ihm inwendig so weh, als schneide man in seinem Leibe mit einem Messer. Auch bedünkte es ihn, er werde an einem Seile, das vom Himmel herabreiche, stark heimwärts gezogen. Von dieser Zeit an empfand Nikolaus sein Lebtage weder Durst noch Hunger.

Sobald die Morgenröthe kam, machte er sich auf, und ging den alten Weg zurück. Des Nachts kam er wieder nach Sareln; er ging indessen stille an seinem Hause vorüber, in dem Alle schliefen, und wandte seine Schritte dem Melchthale zu. Dasselbst angekommen, stieg er auf eine ihm zugehörige Alpe, welche die Klüster genannt wird. Hier stand ein großer Lerchenbaum, unter dem ein dichtes Dorngesträuch wuchs, und da schlug er seine Wohnung auf. Acht Tage verweilte er ohne Speis und Trank unter dem Lerchenbaume. Am neunten Tage kamen Jäger dem Orte vorüber, und sahen hier Nikolaus beten und häufige Thränen vergießen. Sie wagten indeß nicht, ihn anzureden, sondern sagten, als sie zwei Tage darauf nach Sareln kamen, seinem

Bruder Peter von der Glue davon. Dieser machte sich alsbald auf, und stieg auf die Alpe, und als er hier unter dem Lärchenbaume seinen Bruder, ganz abgemagert und blaß von Angesicht beten sah, that es ihm herzlich leid, und er sprach: „Lieber Nikolaus! wie siehst du aus, gehe doch mit nach Hause zu deinen Leuten, und tödte dich nicht durch Hunger! Engel mögen so leben, nicht aber Menschen von Fleisch und Blut.“ Nikolaus aber sah Peter freundlich an, und sprach heiter: „Lieber Bruder, ich werde nicht Hunger sterben. Denn schon eils Tage empfinde ich weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Feuchtigkeit noch sonstigen Ueberlast.“ Peter mußte allein nach Saceln zurück.

Damit es aber nicht den Anschein habe, als wolle Nikolaus Gott versuchen, beschied er den frommen Pfarherrn Oswald von Kerns zu sich, und erzählte ihm Alles, was sich auf der letzten Wanderung mit ihm zugetragen habe, und daß er nun schon so lange ohne Speis und Trank lebe, ohne Beschwerden zu empfinden. Dann fragte er ihn um Rath, was er ferner thun solle. Der Priester verwunderte sich höchlich, und da er sah, Nikolaus sei, ob auch abgemagert, doch bei guten Kräften, hielt er Solches für Wirkung Gottes, und gab ihm den Rath, den lieben Gott ferner um seine Gnade zu bitten, und also zu thun. Nikolaus fuhr nun fort zu beten und zu fasten, und nahm von dieser Zeit an durch zwanzig ein halbes Jahr, mit Ausnahme des Leibes und Blutes Jesu Christi, weder Speis noch Trank zu sich, und blieb gleichwohl gesund und munter.

Als solches die Leute hörten, staunten sie, und gingen schaarenweise auf die Klüster, Nikolaus zu sehen. Dies störte ihn in seinem Gebete und in seinen Betrachtungen, und er

nahm seinen Stab und suchte sich einen abgelegeneren Ort. Da gelangte er in den sogenannten Kanst, zu unterst im Melchthal gelegen. Es war dies derselbe Ort, wo er einst den Thurm gesehen, und die Melcha hatte rauschen hören; er gedachte jener Zeit, und beschloß, hier seinen Aufenthalt zu nehmen. Er baute sich mit Hülfe seiner Landesleute zwischen den kahlen Felsen und Sträuchen, ein Hüttlein aus Baumästen und Rinden, und wohnte allda. Das Stüblein, in dem er wohnte, war elf einen halben Werkschuh lang und zehn einen halben Werkschuh breit und sechs Werkschuh hoch, und hatte zw. i Fenster, je zehn Zoll weit. Statt des Bettes war ein Bett darin, darüber lag eine Decke von grauem Tuche, und ein Block diente ihm als Kopflissen. Vständig trug er einen alten, braunen Rock nach dem Kleide unsers Herrn Jesu Christi gefertigt, der bis an die Knöchel seiner Füße reichte, und mit einem Stricke um die Lenden gegürtet war. Schuhe hatte er keine an den Füßen; auch war sein Haupt unbedeckt, stets aber trug er einen Rosenkranz bei sich, an dem er betete.

Während Nikolaus hier lebte, ging unter dem Volke das Gerüde: es sei nicht möglich, daß er ohne Speis und Trank also leben könne; die einen sagten: „Man trägt ihm heimlich Speise zu,“ andere sprachen: „Bruder Klaus ist ein Betrüger und Scheinheiliger.“ Deß wollten sich die Vorsteher des Landes überzeugen, und stellten Hüter und Wächter um den Kanst, welche einen Monat lang bei Tag und bei Nacht wachen mußten, ob nicht etwa Jemand käme und Klausen Speise brächte. Nach Verlauf des Monats erfand sich aber, daß da kein Betrug sei, sondern Gottes

Macht und Wirkung. Aller Zweifel und alles Mißtrauen verschwand.

Indessen war auch neben Klausens Wohnung eine Kapelle erbaut worden, und die von Unterwalden schickten Männer nach Constanz, den dortigen Weihbischof Thomas, zu bitten, er möge die Kapelle weihen, und zugleich Klausen selbst seines Fastens wegen befragen. Es währte nicht lange, so kam der Weihbischof, weihte die Kapelle nach dem Gebrauch der Kirche, zu Gottes und der h. Jungfrau Ehren, und ging dann in Bruder Klausens Wohnung, der bis zu dieser Zeit ein, ein halbes Jahr weder Speise noch Trank genossen hatte. Sie führten mehrere Stunden geistliche Gespräche, und zuletzt stellte der Weihbischof an Nikolaus die Frage: „Welches ist die vornehmste und Gott wohlgefälligste Tugend?“ Nikolaus antwortete: „Ich meine der Gehorsam.“ Da nahm der Bischof Brod und Wein, das er in dieser Absicht hatte herbringen lassen, machte drei Bissen aus dem Brode, und legte es sammt Wein dem Nikolaus vor und sprach: „Sieh, mein Bruder, die Speise und das Getränk, so dir der Gehorsam vorsehet. Nimm und genieße, damit du die Belohnung dieser ersten und wichtigsten Tugend erhaltest.“ Nikolaus erschrak sehr; doch wollte er dem Gebot nicht widerstreben, bat aber den Bischof, er möchte doch aus einem Bissen drei Theile machen; davon wolle er alobdenn nehmen. Der Bischof that es, und Nikolaus nahm das Brod, aß, und trank ein wenig Wein. Da wurde ihm aber so wehe, daß er zu sterben vermeinte. Der Bischof bat ihn nun um Vergebung und sagte: „Lieber Bruder, ich habe solche Prüfung auf den Befehl meiner Obrigkeit machen müssen, nun sehe ich aber, daß du ein frommer, wohlbewährter Mann bist.“ Hierauf nahm er Abschied, lehrte wie-

der nach Konstanz zurück, und meldete Alles dem Fürstbischöfe Hermann, der sich höchlich verwunderte, und Bruder Klausen seinen bischöflichen Segen entbieten ließ, ihm auch zwei Leuchter aus Messing und eine schöne Summe Geldes schenkte. Da er in der Folge noch andere Schenkungen und Gaben erhielt, stiftete er zu der Kapelle eine bleibende Pfründe für einen Priester, der da gern in der Einsamkeit lebe, und den Hirten im Melchthal umher geistlichen Beistand leisten wolle. Seine Nachkommen sollten die Pfründe zu verleihen haben.

Es war aber Bruder Klausens Lebensweise ferner also beschaffen: Von Morgens Frühe an bis Mittag betete er in seiner Zelle, und stellte geistliche Betrachtungen an, wobei er nachdachte über die schönen Lehren und Geheimnisse unsers Herrn Jesu Christi, insbesondere über sein bitteres Leiden und Sterben. Nach Mittag, wenn der Himmel heiter war und die Sonne in die Berge schien, nahm er seinen Stab und wandelte betend im Thale umher, oder stieg auf das sogenannte Mödlein, wo auch ein Einsiedler, Ulrich mit Namen, ein Edelmann aus Valern wohnte. Dieser hatte von Bruder Klausens gottseligem Leben gehört, und war in das Land Schweiz gekommen, ihm nachzuahmen. Sie setzten sich alsdann zusammen, und sahen von den Bergen in das Melchthal herab, und redeten davon: „wie die Erde ein Thal der Jähren sei, und man wohl schaffen und arbeiten müsse, die ewige Seligkeit nicht zu verlieren.“ Gegen Abend ging Nikolaus wieder in seine Wohnung zurück. Bevor die Pfründe am Kauf gestiftet war, wandelte er alle Sonn- und Feiertage eine Meile weit nach der Pfarrkirche, und wohnte mit großer Andacht dem Gottesdienste bei zur Ansehbauung Aller. An jedem höhern Feste, und sonst des

Monats dreimal empfing er den Leib des Herrn. Wie ihm jedesmal dabei im Gemüthe war, beschreibt er also: „Wenn ich vor dem Priester knie, und ihn erblicke, wie er die göttliche Speise zu sich nimmt, oder wenn ich selbst gewürdigt werde, dieselbe zu empfangen, wird mein ganzes Gemüth so von himmlischem Troste und Lust überschüttet, daß ich gleichsam darin schwimme, und der Ueberfluß sich auch in den Leib ergießt. Das ist, was mich ernährt, sättiget und alle andere Nahrung vergessen macht. Der Leib und das Blut Jesu Christi ist meine einzige Speise, und mein einziges Getränk. Der Herr belebt und erhält und begeistert mich allein. Ich lebe durch ihn.“

Sein Lieblingsgebetlein durch sein ganzes Leben lautet:

„Mein Gott, mein Herr nimm Alles mir,
Was mich wendet ab von Dir,
Mein Gott, mein Herr gib Alles mir,
Was mich bringet hin zu Dir.
Mein Gott, mein Herr o nimm mich mir,
Und gib mich ganz zu eigen Dir.“

Nidwollen ging er auch auf den Römerberg, wo eine Kapelle unserer lieben Frau stand, zu der er ein ganz besonderes Vertrauen hatte. Dergleichen begab er sich an der Romfahrt nach Luzern, und begleitete diese Prozession. Alle die ihn sahen, erbauten sich an seiner Frömmigkeit, und viele sagten wohl: „Seht welch heiligmäßiger Mann, ach und wir sind so große Sünder!“

Viele gingen auch, ihn zu besuchen, auf den Rast, ja nicht bloß aus dem Lande Schweiz, sondern aus allen Ländern kamen Leute. Er ermahnte sie alsdann, ihr Leben dem lieben Gotte zu weihen, und ihm Alles aufzuopfern, Leid und Freud.

Zu den Eheleuten pflegte er zu sagen: „Seid gütlich unter einander; denn eines Gute bringt das andere. Schöner als alle Kleiderzierde ist ein reines Gewissen. Wenn ihr Trübsal leidet, leidet's geduldig und denket: das ist Gottes Wille. Hört auf eure Hirten und Seelsorger, und thut, was sie sagen, dann könnt ihr gleichwohl selig werden, als wäret ihr hier im Walde und wäret Einsiedler.“

Zu den Kindern sagte er: „Vergesst nie Gott des Allmächtigen, habet ihn stets vor Augen; dienet seiner göttlichen Majestät mit Fleiß und Andacht. Gottesfurcht und Gehorsam gegen die Aeltern bringt den Kindern Segen und langes Leben. Wer Gottes Gnade will, muß seinen Hergens sein und unschuldig.“

Den Handwerkern sagte er, sie sollen ihr Handwerk redlich treiben, Niemand übervorthellen und gewissenhaft sein.

Kamen Soldaten auf den Rast, so sprach er zu ihnen: „Lieben Kriegerleute, schonet der Besiegten und nützet mildeiglich den Sieg; des Kriegers Ehre ist es, tapfer und unerschrocken zu sein im Kriege, und nüchtern und ungelüßig im Siege. Welche Schande ist es für den Kriegermann, den Feind besiegen, und hernach seig den Lastern unterliegen. Schonet der Armen, Wittwen und Waisen auch in Feindes Land, enthaltet euch vom Rauben und Stehlen, und beschädiget keine Kirchen und Gotteshäuser. Verschonet männlich das Vaterland und eure Freiheit!“

Also redete Nikolaus zu denen, die zu ihm kamen. Gingen sie wieder nach Hause, so bat er sie, für ihn zu beten. Jenen aber, die ihn nur aus Vorwitz und Neugier besuchten, ging er aus dem Wege. So kam einmal ein junger Mensch, der sehr eitel war, und Kleider trug nach

neuem Branch zugeschnitten, und sprach zu Nikolaus: „Wie gefalle ich dir in dieser neuen Tracht?“ Nikolaus schaute ihn mitleidig an, und antwortete: „Wenn das Herz und die Meinung gut ist, so ist alles gut. Doch würde es bei dir besser stehen, so du dieses eitle Wesen fahren ließest, und unsere einfältige Landestracht tragen würdest.“

Der liebe Gott verlich Nikolaus auch die Gabe, zum Nutzen und Frommen der Menschen Verborgenes zu schauen. Es begab sich einß, daß zu Unterwalden eine Frau war, welche argwohnte, ihr Mann wäre ihr untreu. Das gab im Hause viel Zwietracht und Streit, weshalb die Frau sich entschloß, zu Bruder Klaus zu gehen, und seines Rathes zu pflegen. Als sie in den Raust kam, war aber so viel Volk bei Nikolaus, daß sie nicht zu ihm kommen konnte. Sie ging daher in die Kapelle, Gott ihre Noth zu klagen, und alsdann wieder nach Haus zu gehen. Da kam Bruder Klaus aus seiner Zelle, und sprach mit lauter Stimme: „Es ist eine Frau unter euch, die meinen Rath begehrt. Ich sage ihr aber, sie möge getrost nach Hause gehen, und ablassen von ihrem bösen Verdacht, denn der, auf den sie solchen Argwohn hat, ist unschuldig.“ Die Leute sahen einander verwundert an, denn sie wußten nicht, zu wem er solches geredet hätte. Die betrübte Frau aber ward in ihrem Herzen getröstet und dankte Gott und ging nach Hause. Von dieser Zeit an ward aber Ruhe und Friede im Hause.

In jener Zeit entstand auch ein großer Zwiespalt zwischen den Eidgenossen wegen Vertheilung der Beute, welche sie im Kriege gegen den kaiserlichen Karl von Burgund gemacht hatten. Dergleichen begehrtten die Städte Freiburg und Solothurn, die auch gegen Karl zu Felde gezogen waren,

in den Bund der Eidgenossen aufgenommen zu werden. Die einen wollten sie nun aufnehmen, die andern aber nicht. So kam es zu großem Streite, und man stritt mit Hasi und Erbitterung hin und her. Da ging Herr Heinrich im Grund, Pfarrer zu Etanz, in den Rausi zu Bruder Klaus, und bat ihn, nach Etanz in die Versammlung der Eidgenossen zu gehen, denn hier sei großer Hader unter ihnen. Nikolaus war sehr betrübt, als er solches hörte, denn er liebte sein Vaterland sehr, und nahm seinen Stab, und ging zu Fuß nach Etanz, obwohl es vier Stunden Weges war, und bereits Schnee lag. Als er in die Rathsstube trat, standen alle Tagsherrn von ihren Eitzen auf, nahmen die Hüte ab, und neigten sich vor Bruder Klaus. Dieser aber grüßte sie im Namen des Herrn, erhob seine abgemagerte Hand und sprach also:

„Lieben Eidgenossen! Ich komme aus meiner Einöde zu Euch um meines lieben Vaterlandes willen, das von Euch in Gefahr gesetzt wird. Von menschlicher Weisheit ist mir nichts bekannt, was ich weiß, hat mich Gott gelehrt. Seht! Er hat Euch so schöne Siege geschenkt, o laßt nicht zu, daß Uneinigkeit, Neid und Mißgunst unter Euch aufkommen und wachsen, sonst ist Euer Ding und Regiment aus.“

Wachet den Zaun der Eidgenossenschaft nicht zu weit, damit Ihr mit mehr Ruhe Eure sauer erworbene Freiheit möget genießen!

Beladet Euch nicht mit fremden Sachen, und verblindet Euch nicht mit fremder Herrschaft; verkauft nicht Euer Vaterland um Nieth und Gaben, und hütet Euch vor eigenem, unredlichem Nutzen. Ihr seid ja nicht wegen der Beute, sondern wegen des Vaterlandes aufgezo- gen.

Beschirmt Euer Vaterland, und bleibt darin, auch nicht fremde Schwärmer nicht an zu Bürgern und Landtleuten!

Ohne hochwichtige Ursache überfällt Niemand feindlich und mit Gewalt. So man Euch aber unterdrücken wollte, alddann streitet tapfer für Eure Freiheit und Euer Vaterland!

Vor allen Dingen aber habt Gott vor Augen, und haltet fleißig seine Gebote!

Den Priestern erzeigt die gebührliche Ehre, und folget ihren Lehren, ob sie schon nicht unsträflich und auferbaulich leben. Denn gleichwie ein frisches Brunnenwasser seinen natürlichen Geschmack nicht verliert, es laufe durch goldne, silberne, kupferne oder bleierne Röhren: also empfängt Ihr durch gute und böse Priester ein und dieselbe Gnade Gottes, so Ihr auch Euch würdiglich dazu bereitet.

Endlich seid beständig im Glauben und in der Religion der Alten, denn es wird sich nach meinem Tode ein großer Aufruhr und Zwiespalt erheben in der Christenheit. Und alddann hütet Euch, lieben Kinder, daß Ihr durch Neuernung und Völsigkeit nicht betrogen werdet, haltet Euch zusammen; bleibt in dem Weg und in den Fußstapfen unsrer lieben Väter, behaltet und bestättigt es, was sie uns gelehrt haben. Alldann mag Euch weder Aufruhr noch Sturmwind, noch Ungewitter schaden, die doch noch stark kommen werden."

Also sprach Nikolaus, und ermahnte sie noch, die Städte Solothurn und Freiburg in den Bund aufzunehmen, und ihrer treu geleisteten Dienste eingedenk zu sein.

Die Tagelöhner reichten sich die Hände, und ließen allen Hader; sie nahmen Solothurn und Freiburg in den

Bund auf, und in Zeit einer Stunde war Ruh und Friede und Ordnung. Nikolaus aber nahm wieder seinen Stab, und ging in den Rast, die Eidgenossen reisten nach Hause, und verkündeten die frohe Botschaft. Da war denn die Freude sehr groß im Lande Schweiz; es wurden überall die Glocken geläutet und heilige Messen gelesen, und Lobgesänge auf den Altären gesungen. Zu Nikolaus aber kamen von allen Seiten her Boten, ihm Dank zu sagen für den großen Dienst, den er der Eidgenossenschaft gethan.

Allgemach kam nun aber die Zeit heran, in der Gott seinen getreuen Diener aus diesem Thal der Jähren abrufen wollte in die ewigen Freuden. Zuvor aber sollte Nikolaus noch die Freude haben, daß sein jüngster Sohn, der ebenfals Nikolaus hieß, zum Priester geweiht, Kaplan auf dem Rast und zuletzt, da er sehr fromm war, Pfarrer in Sareln wurde.

Nun erkrankte Bruder Klaus, und hatte acht Tage lang heftige Schmerzen in seinen Eingeweiden und Gebeinen auszustehen, so daß er sich oft vor großem Weh hin- und herwand. Doch zeigte er große Geduld und Gelassenheit, und gab denen, die um ihn waren, viele heilsame Lehren und Ermahnungen. Unter diesen befanden sich auch sein Weib und seine Kinder, welche auf die Botschaft von Nikolaus Krankheit in den Rast gekommen waren, denn er selbst war nie mehr in sein Haus gegangen. Als diese großes Mitleid mit ihm hatten, sprach er zu ihnen: „Meine Lieben, schwer empfindlich sind freilich die Schmerzen, welche die Seele vom Leibe trennen; aber viel erschrecklicher ist es, in die Hände des strafenden Gottes zu fallen, als die heftigsten Schmerzen des Leibes ausstehen zu müssen; deshalb befehle ich, euer

Leben und euren Wandel so einzurichten, daß ihr mit ruhigem Gewissen von Hinnen scheiden, und eurem göttlichen Richter mit heiterem, getrösteten Gemüthe, nicht mit Furcht und Schrecken möget entgegensehen."

Darauf empfing er andächtig die himmlische Wegzeihrung, legte sich auf sein hölzernes Brett, und dankte Gott für alles Gute, das er ihm bis zu dieser Stunde gegeben und entschlief selig im Herrn am St. Venetianstag im Jahre 1487 seines Alters siebenzig Jahre.

Am 22. März wurde sein Leib unter großem Wehklagen des Schweizervolkes nach seinem Wunsche in der Pfarrkirche zu Sarnen neben unserer lieben Frau Altar begraben. Das Grab bedeckte man mit einem Steine, auf dem Bruder Klausens Bild ausgehauen zu sehen war. Dabei geschahen nachmals Zeichen und Wunder, denn Kranke und Pesthafte ließen sich dahin bringen, und wurden, indem sie ihn um seine Fürbitte anriefen, gesund. Auch erschien er am dritten Tage nach seinem Tode seiner frommen Frau Dorothea, und zwei andern ehrsamern Männern; sie sahen ihn schön von Gestalt nicht weit von seiner Klausen sehen, und in seiner Hand eine weiße Fahne halten, auf der eine Varentage gezeichnet war.

Nikolaus hinterließ nichts als seinen Rock, seinen Rosenkranz und seinen Stab, alsdann das Brett, worauf er lag, und den Block, auf dem sein Haupt ruhte. Doch wurden diese Erbstücke höher gehalten, denn Gold und Silber, und der Abt vom Kloster Murtlen, der ihn begrub, ließ nicht nach zu bitten, bis daß er Klausens Stab bekam, den er in Silber fassen, und in dem Refektorium aufhängen ließ.

Nikolaus war von langer, aufrechter Statur; seine

Augen waren schwarz und lebhaft, die Lippen aber dürr und trocken; die Farbe seines Angesichts war braun, das Haar schwarzgrau und länglicht, der Bart kurz und in zwei Theile gespalten.

Noch zu seinen Lebzeiten ist Folgendes in das Kirchenbuch von Sareln eingeschrieben worden: „Bekannt und offenbar sei männiglich, sammt und sonders, daß umb das Jahr Christi 1417 war ein frommer Mensch, Nikolaus von der Glüe genannt, geboren und gezogen in der Pfarr Sareln an dem Ort, so gemeinlich an dem Berg genannt wird, der sein Vater, Bruder, und eigene Hausfrau, Söhn und Töchter als nämbllich fünf Söhn und fünf Töchter verlassen hat, und in ein Wildnuß gangen, die man den Kaufft heist, allda ihn Gott erhalten hat ohne Speis und Trank eine lange Zeit, nämlich 18 Jahr, da dies geschrieben worden, und er war noch selbiger Zeit guter Vernunft und eines heiligen Lebens, welches wir gesehen und wissen in der Wahrheit. So laßt uns berowegen Gott bitten, daß, wenn er soll von diesem sterblichen Leib abgefordert werden, er geführt werde an das Ort, allda Gott alle Zähren von den Augen der Heiligen abwüschet. Amen.“

Der selige Bruder Hans Wagner,
Einsiedler.

An der Pforte des Karthäuser Klosters Ittingen in der Schweiz pochte im Jahre 1461 eines Tages ein Jüngling an, und begehrte, zum Abte geführt zu werden. Der Pförtner öffnete die Thüre, und ließ den Jüngling eintreten, und führte ihn in die Zelle des Abtes, damit er daselbst mit ihm rede. Der Abt fragte den Jüngling, wie er heiße und woher er wäre, und was er wolle? Da antwortete der Jüngling und sprach: Ich heiße Johannes Wagner, und bin von Niedlingen in Schwaben, und möchte gern in Euer Kloster aufgenommen werden, und hier Gott dienen. In der Welt gefällt es mir nimmer.“ Der Abt sah den Jüngling an, und sprach: „Du bist noch jung an Jahren, und unsere Ordensregeln sind hart und schwer, du bist zu schwach, ein so strenges Leben zu führen.“ Doch der Jüngling hörte nicht auf, zu bitten, bis daß der Abt ihn im Kloster behielt, und ihm eine Zelle anwies, darin zu beten und zu betrachten. Es ging besser, als der Abt geglaubt hatte, denn Johannes ließ sich die Ordensregeln wohl am Herzen gelegen sein, und

war in allen Stücken ein gar eifriger Novize. Er arbeitete und betete, fastete und wachte, und beobachtete das in diesem Orden übliche Stillschweigen, so daß der Abt ihm alsbald gestattete, die Gelübde als Laienbruder feierlich abzulegen. Er zog ihm sofort ein graues Kleid von grobem Tuche an, und that um seinen Leib einen Strick, und nannte ihn von dieser Zeit an nur den Bruder Hans.

Bruder Hans dankte dem lieben Gotte auf den Knien für diese Gnade, ihm als Ordensmann dienen zu dürfen, und nahm von Tag zu Tag zu in der Gottseligkeit, so daß auch die Patres von dem Laienbruder Manches lernen und absehen konnten. Am liebsten betrachtete er das Leben der heiligen Väter, und wenn er las, wie diese in einsamen Klüften und Höhlen Gott dienten, und da kämpften und stritten gegen die Usteltkeiten der Welt und die Aufsechtungen des Satans, und am Ende gottselig starben: so entstand in seinem Herzen der Wunsch, ein Gleiches zu thun, und er seufzte und sprach: „Könnte ich doch in der Einsöde, gleich ihnen, Gott dienen!“ Dieser sein Wunsch ward noch bestärkt durch den Bau der Kirche, welcher vorgenommen wurde, und bei dem die Laienbrüder den ganzen Tag arbeiten mußten. Bruder Hans that Alles gerne und ohne Widerrede, er trug Steine und Balken, und handhabte Art und Hammer, so gut es gehen mochte, doch war es ihm stets, als höre er in seinem Herzen eine Stimme, die sprach: „Entziehe dich der Welt gänglich.“ Da entstand nun in seinem Innern ein Streit, denn einerseits erwog er den Werth und den Lohn des Gehorsams, andererseits zog es ihn in die Einsamkeit hinweg von aller Zerstreuung. Lange Zeit betete er, der liebe Gott möge ihm doch seinen Willen zu erkennen geben,

und zuletzt kam ihm der Gedanke, einen Brief an den Papst zu schreiben, und ihn um Rath und Aufschluß zu bitten. Er nahm sofort Tinte, Feder und Papier, und schrieb an den heiligen Vater nach Rom einen Brief, in dem er, so gut er's eben vermochte, dem Papste seine Anliegen und seine Zweifel vortrug, und schickte ihn bei Gelegenheit ab. Nach nicht sehr langer Zeit wurde Bruder Hans vor den Abt des Klosters beschieden. Der hatte einen großen Brief aus Pergament in der Hand, und las ihm daraus Folgendes vor:

Papst Innocenz VIII.

Unserm vielgeliebten Sohne Johannes Wagner des Karthäuser Ordens Laienbruder.

„Vielgeliebter Sohn, Unsern Gruß und apostolischen Segen zuvor! Du hast Uns zu wissen gethan, daß du zur Besserung deines Lebens und dem Herrn desto ungehörter zu dienen, in das Gotteshaus Jüngen Karthäuser Ordens, im Bisthum Constanz gelegen, getreten und in demselben die Gelübde abgelegt, wie sie von den Laienbrüdern allda zu geschehen pflegen, — und daß du dort eine Zeit lang ohne Tadel gelebt hast. Weil du aber in diesem Gotteshause wegen des nöthigen vielen Bauens und Verbesserns, das denn hauptsächlich die Laienbrüder in Anspruch nimmt, keine Hoffnung hast, der Gottseligkeit, wie vorhin, abzuwarten; so hast du verlangt, um dem Allerhöchsten vollkommener zu dienen, in eine Einsiedel dich zu begeben, und Uns demüthigst gebeten, wir möchten aus väterlichem Wohlwollen deinem Gesuche willfahren. Wir erfüllen deine Bitten gerne, und gestatten dir nach Laut und Inhalt dieses Briefes, daß du nach eingeholter Erlaubniß von deinen Vorgesetzten, in einem groben Kleide von grauem Luche, den drei Gelübden

deines Ordens gemäß, ohne Fleisch und im Dufrode, dein ganzes Leben hindurch in einer Wildniß, die du dir selbst wählen magst, entweder allein oder mit einem Gefährten wohnen, und Gott dem Allerhöchsten dienen mögest."

„Gegeben in Rom zum heiligen Petrus den sechzehnten Mai 1489 im fünften Jahr unsers Papstthums."

Also schrieb Innocenz VIII. der Statthalter Christi von Rom aus an den armen Bruder Hans zu Ittingen im Karthäuserkloster. Der Abt gestattete letztem nun die Erlaubniß, das Kloster zu verlassen, und Bruder Hans nahm Abschied von den Brüdern, und zog aus, um in dem Gebirge eine Einsiedelei zu suchen, und daselbst zu leben. Nach langer Wanderschaft kam er an den Berg Pilatus im Kanton Luzern, der sehr hoch, und auch zur Sommerzeit mit Schnee und Eis bedeckt ist. In einem Felsen unten am Berg fand er nach langem Suchen eine Höhle, so mit Lannendäumen und wildem Waldgesträuch wohl umwachsen war. Hier gefiel es ihm, denn da war es ringum einsam, und man hörte nichts als den Rienbach rauschen, der gegen Morgen hin von einem Felsen stürzt, oder die Waldbäuben gurren. Bruder Hans erfuhr die Höhle zu seiner Wohnung, und lebte darin nach der Regel des Ordens der Karthäuser. Wenn er Durst empfand, trank er Wasser aus dem Rienbach; wenn ihn hungerte, aß er Wurzeln oder Brod, das ihm die Landleute gerne gaben; und wenn er schlafen wollte, legte er sich auf den Felsen, der sein Bett war, und statt eines Kopfstüßens that er einen Stein oder ein Stück Holz unter sein Haupt. In die Kirche ging er nach Arien, einem Dorfe, das nicht sehr weit entlegen war, und hörte allda die Predigt und die h. Messe, und beichtete und empfing des Herrn Frohnleichnam.

Am liebsten aber war er in seiner Höhle am Pilatus, denn hier konnte er ungestört sich mit dem lieben Gotte unterhalten, und des Todes und der Ewigkeit gedenken. Inbrünstig küßte er die fünf Wunden unsers gekreuzigten Heilands, und bat ihn um seines bitteren Leidens und Sterbens willen, er möge ihm beistehen im letzten Stündlein, da die Seele vom Leib geschieden wird, und fortgehen muß und weiß nicht wohin.

Nam Bruder Hans aber unter die Leute edel nach Luzern in die Stadt, so gab er ihnen guten Rath und gute Lehren, und ermahnte die Kinder, fleißig in die Schule zu gehen, und wohl zu lernen, und recht fromm zu beten. Deshalb liebten ihn auch alle Leute, die ihn sahen, und viele erbauten sich an seinem gottseligen Wandel, und änderten ihr sündiges Leben.

Der Schultheiß von Luzern, Jakob von Weßl und seine gottesfürchtige Ehefrau Anna, ließen ihm eine Kapelle an den Pilatus hinaus bauen, darin er beten und betrachten konnte. Also lebte Bruder Hans althier 26 Jahre; im Jahre 1516 aber befiel ihn eine Krankheit und er empfing die himmlische Wegzehrung. Als man am 16. Lenzmonat in seine Höhle kam, lag er da, die Hände auf der Brust gekreuzt, und war todt; neben ihm lag der Brief des Papstes, aus dem nun erst die Leute sahen, warum er hier als Einsiedler gelebt habe, denn er hatte solches verschwiegen. Man begrub seinen Leichnam in der Kapelle, und da man den Sarg hinunterließ, sahen die Leute in dem Grabe einen lichten Schein. Im Jahre 1613 that man das Grab wieder auf, und als der Pfarrer von Arien den Sargedel weghob, stieg ein so süßer und lieblicher Geruch aus der Lade auf, daß man glaubte in einem Mumengarten zu sein. Im

Jahre 1621 endlich setzte man die Gebeine in der schönen Kirche, die hier gebaut ward, wo die Kapelle stand, bei, und noch heute ist auf dem Steine sein Bild zu sehen und darauf zu lesen: „Hier ruhen des seligen Bruders Hans Wagner, Karthäuser Ordens, alhier Waldbruder, welcher Christo treulich gedient bis in sein letztes Ende. Ging in diese Wilde im Jahr 1489. Starb gottselig im Jahr 1516 den neunzehnten Tag Mai.“

